



DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. NO 35. BERLIN, DEN 2. MAI 1917.

Neubau des Dienstgebäudes der Landes-Versicherungsanstalt Sachsen-Anhalt in Merseburg.

Architekt: Alfred Koch in Halle-Trotha. (Schluß.)



erwußt und in glücklicher Weise wird die Flucht des Gebäudes durch Gartenmauern weitergeführt. Der hierdurch geschaffene architektonische Rahmen der platzartigen Erweiterung vor der Hauptfront entbehrt auf der entgegen gesetzten Seite noch des architektonischen Gegenwertes, weshalb zu wünsch

en wäre, daß die alte Führung der Straße „An der weißen Mauer“ geregelt, der häßliche, weit ausspringende Teil der alten Waisenhausmauer zurück genommen und etwa in die Form gebracht werde, wie sie auf dem Lageplan (Nr. 32) dargestellt ist.

Wie die senkrechte Wandteilung im Äußeren, so ist sie auch im Inneren durchgeführt. Die Gliederung der Wände des Haupteinganges geschah durch Pfeiler aus grünem Mainsandstein und aus stumpf indigoblauen, gelbbraun abgesetzten Putzflächen, welche Tönung auch in der Deckenteilung wiederkehrt. Zwei größere Reliefs aus Alt-Warthauer Sandstein von Juckoff-Merseburg und Freese-Berlin stellen die Verkörperung der unter den Versicherten hauptsächlich vertretenen Erwerbsstände und die Segnungen der Arbeiter-Versicherung dar. Die große achteckige Deckenrosette ist in Muschelkalk gestampft und scharriert. Die Stufen der Haupttreppe sind aus grünem, poliertem Kunststein hergestellt.

Die 19 auf 11,5 m große, im Scheitel 9 m hohe Haupttreppe (Bildbeilage), gleichzeitig Vorhalle zum großen Sitzungssaal, weist ebenfalls Wandteilung in den Farben grau und graugrün auf; von besonderer farbiger Wirkung ist die kassettierte Tonnendecke. Alle Gliederungen im Raum: die Tür-Umrahmungen, die Brüstung mit den Pfosten der Lichtträger, Gesimse und Rosetten sind aus bayrischem Kunstmuschelkalk hergestellt.

Unmittelbar an der großen Treppenhalle liegt der große Sitzungssaal. Die Wände dieses Saales sind bis zum Deckenaufлагergesims mit einem matt-graubraun gebeizten, schwarz abgesetzten Paneel aus italienischem Nußbaumholz verkleidet; die Felderflächen mit grügemustertem, in der Grundfarbe grauem Stoff bespannt. Die Ansichtsflächen der Kassettendecke mit Deckenaufлагergesims sind in Kunstmuschelkalk gestampft. Die Möbel sind aus Eichenholz gefertigt und haben die Farbe des Paneels. Die Beleuchtungskörper sind in matter Bronze gehalten. Die ganze Saalgestaltung macht einen harmonischen Eindruck, die Akustik ist gut.

Als Mitarbeiter standen dem Erbauer zur Seite sein am 17. August 1914 in Ostpreußen gefallener

Bruder Architekt Oskar Koch, der namentlich an den Entwurfsarbeiten des zuletzt beschriebenen Sitzungssaales hervorragenden Anteil hat; ferner Architekt Dipl.-Ing. Bretschneider, die Hrn. Küch, Hintsche und Mögenburg. Die örtliche Bauleitung lag in den Händen des Baukommissars Barber. Die Baukosten betragen rd. 1 Mill. M.

Von beteiligten Künstlern seien außer den schon Genannten noch die Bildhauer Keiling und Männicke, sowie die Maler Dubbick und Forberg in Halle genannt. Den Entwurf zur Gartenanlage fertigte Großmann in Leipzig. Die Glasfenster in der großen Treppenhalle stammen von Müller in Quedlinburg.

Bei der Ausführung sind, einem Wunsch des Bauherrn entsprechend, eine große Anzahl Unternehmer beteiligt worden. Es seien nur die Ausführenden von größeren Arbeiten genannt: Die Maurerarbeiten führten aus: Gebr. Graul sowie Karl Günther in Merseburg; die Decken- und Eisenbetonarbeiten: Th. Lehmann in Halle, sowie Liborius und Püschel in Magdeburg; die Steinmetzarbeiten: Karl Schilling in Berlin, Deutsche Steinwerke Vetter A.-G. in Eltmann a. M. und F. Schulze in Halle; die Kunststeinarbeiten: die Kunststeinfabrik Beesen bei Halle; die Zimmerarbeiten: Conrad Bauer in Halle; die Eisenkonstruktionen: Reuter & Straube in Halle; die Dachdeckerarbeiten: Hetzscholdt in Merseburg und Schaarschmidt & Funke in Dessau; die Klempnerarbeiten: Berner sowie Welz in Halle; die Tischlerarbeiten: Albert Preller, Hommel, Schweiß, Renner, Schönburg, Ilchner, Schönnemann, Reinicke & Andag, letztere den großen Sitzungssaal, sämtlich in Halle; ferner Heidrich, Horn, Schmidt, Weber, Adolf Malprich, Meyer & Koppmann in Merseburg, Klüssendorf in Magdeburg sowie Möbius in Ammendorf und Beatus in Nordhausen; die Schlosserarbeiten führten aus: Fischer, Unger, Lier, Reimer in Halle, Sack in Weissenfels, sowie Dietze in Merseburg; die Glaserarbeiten: Stachelroth in Halle; die Kunstverglasungen: Müller in Quedlinburg; die Malerarbeiten: Biedecker, Niemeyer, Wanke in Halle, sowie Gaisser und Weidemann in Merseburg; den Linoleumbelag: Streussing in Halle, Stadermann in Merseburg; die Tresoranlage ist von Ade in Berlin ausgeführt. Die Beleuchtungskörper haben geliefert: Frost & Söhne in Berlin, Spinn & Sohn in Berlin, Reimer in Halle und die Sächsische Bronzefabrik in Leipzig. Die Stuckarbeiten stammen von Watzinger in Halle; die Heizungsanlage von den Halleschen Röhrenwerken; die Lichtanlage von Rast in Halle; die Telephonanlage

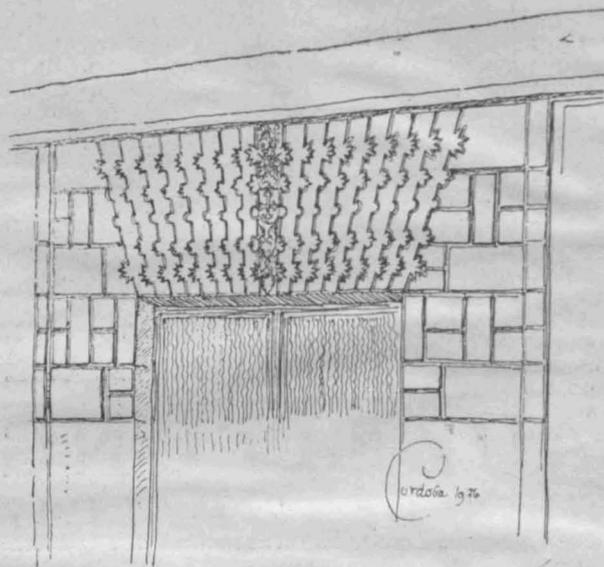


Abbildung 1.
Torsturz
eines Hauses
in Cordoba
(oben). 



Fenster

Abbildungen
2a-2d.



Abb. 2. Mittelalterliches Haus aus Oviedo mit Einzelheiten.

von Rissland in Halle; die Blitzableiter von Christ in Merseburg; die Aufzüge von Schmidt, Kranz & Co. in Nordhausen. Die Be- und Entwässerung legte Karl Heber in Merseburg an. Die Ausführung der umfangreichen Gartenanlagen erfolgte durch J. C. Schmidt in Berlin. —

Ernst von Ihne †. (Schluß.)



Als Kaiser Friedrich 1888 zur Regierung kam, wurde Ihne zum Hofarchitekten des Königs von Preußen ernannt. Es war eine der wenigen Amtshandlungen des dem Tode verfallenen Kaisers, daß er sich des Künstlers, der in glücklicheren Jahren im kunstsinnigen kronprinzlichen Kreise verkehren durfte, erinnerte, um ihn näher in die Umgebung des Königs zu ziehen. Als dann Kaiser Wilhelm II. zur Regierung gelangte und das Schloß Schlütters zum Wohnsitz bestimmte, reifte der Entschluß, den Teil gegen die Schloß-Freiheit und den Schloß-Platz einem durchgreifenden inneren Umbau zu unterziehen. Berührt wurden hiervon die kaiserliche Wohnung im ersten Geschosß gegen den Schloß-Platz und vor allem der Weiße Saal. Mit den Entwurfsarbeiten wurde Ihne betraut, während die Ausführungsarbeiten in trefflichster Weise Geyer leitete. In den Jahren 1891—95 wurde die Erweiterung des Weißen Saales bis zum Eosander'schen Portal durchgeführt. Mit dieser Arbeit nun hebt die Gruppe der unter dem Einfluß der italienischen Hochrenaissance bis zur Hinneigung zum Barock stehenden Monumentalbauten an. Viel mehr sind es die Nachwirkungen der italienischen, der römischen Eindrücke, als etwa die der Pariser Kunstschule und des französischen Barock, die sich hier erkennen lassen.

Auch an den ersten Entwicklungen des Kaiser Wilhelm-Denkmales auf der Schloß-Freiheit war Ihne beteiligt. 1890 war die Errichtung eines Denkmals für Wilhelm I. vom Reichstag beschlossen worden. Der Reichskanzler erließ einen engeren Wettbewerb unter den bei einem vorausgegangenen allgemeinen Wettbewerb zur Auszeichnung gelangten Künstlern. Gewählt wurde der Entwurf von Reinhold Begas, zu dem Ihne die umgebende Architektur geschaffen hatte. Letztere hatte, das Reiterstandbild im Halbkreis umgebend, das Uebergewicht und war von strenger, eigenartiger Schönheit. Damit war jedoch Begas nicht einverstanden und er verstand es durchzusetzen, daß von der Ausführung der Ihne'schen Architektur abgesehen und ein Entwurf von Gustav Halmhuber zur Ausführung bestimmt wurde, in dem das Reiterdenkmal die herrschende Stellung einnimmt.

Von nun an steigern sich die Aufträge für Monumentalbauten stetig an Bedeutung. Bald trat an den Verstorbenen die Aufgabe heran, den königlichen Marstall in Berlin gegen den Schloß-Platz und die Spree auszubauen. Grundgedanke der Neuanlage war, dem königlichen Schloß am Schloß-Platz ein Gegenüber zu geben, das den Platz an seiner Südseite zu beiden Seiten der Breiten Straße so abschließen sollte, wie etwa die Gebäude des Garde-Meuble und des Marine-Ministeriums an der Place de la Concorde zu beiden Seiten der Rue Royale in Paris. Es ist bis heute nur zur Ausführung des östlichen Teiles dieses Gedankens gekommen. Was Ihne in diesem schuf, gehört mit zum Besten der Berliner Monumental-Architektur. Er bildete eine zweigeschossige Fassade mit starker Säulengliederung und beiderseitigen End-Risaliten und bereicherte letztere durch Brunnen-Anlagen in Nischen, die als Gegenstücke zum Neptun-Brunnen von Reinhold Begas auf der Mitte des Schloß-Platzes aufzufassen sind.

Weitaus bedeutender war der Auftrag, der ihm mit der Planung und Ausführung des Kaiser Friedrich-Museums auf der Nordspitze der Museums-Insel vom Kaiser übergeben wurde. Bei diesem Bau spielten noch Erinnerungen aus den Kunstbestrebungen der kronprinzlichen Familie mit. Sowohl Kaiser Friedrich als Kronprinz wie auch die damalige Kronprinzessin Viktoria gaben dem Gedanken lebhaften Ausdruck, der, wenn wir nicht irren, in jener Zeit auch in die öffentliche Erörterung getragen wurde, dem Gedanken, daß sich die Wirkung eines Kunstwerkes, das durch die Zufälligkeiten und Zwischenfälle des Kunstmarktes oder durch andere Umstände aus dem Zusammenhang herausgerissen wurde, unter dessen Berücksichtigung es einst entstand, ungleich steigern lassen müßten, wenn die ursprüngliche Umwelt wenigstens annähernd wieder hergestellt werde. Auf diese Weise entstanden durch Ihne und Bode in dem neuen Museum, dem die kaiserliche Familie stets ihre ganz besondere Sorgfalt und Fürsorge zuwendete, eine Anzahl Räume, z. B. die italienische Kirche, eine Reihe von Sälen mit Decken

und anderen Ausstattungsstücken, die auf die Grundriß-Anlage Einfluß hatten. Das Museum nimmt die ganze Nordspitze der Insel bis zur Stadtbahn, welche die Heiligkeit dieses der Kunst geweihten Bezirkes immer noch stört, ein und findet seinen Zugang von zwei Brücken, die den Kupfergraben und die Spree überspannen, zu denen Ihne gleichfalls den Entwurf fertigte. Am Zusammenstoß der beiden Brücken fand ein Reiter-Denkmal des Kaisers Friedrich Aufstellung. Alle diese Teile durchzieht eine stilistische Einheit. Die Grundriß-Anlage des Museums könnte größer und organischer sein; doch weiß man nicht, wie weit auf sie der starke Einfluß, den die Museums-Verwaltung auf den Bau stets nahm, bestimmend wurde. Das Museum erhebt sich in einem aus dem Wasser aufsteigenden Untergeschoß, einem Erd- und einem Obergeschoß. Der Eingangsteil ist als machtvoll wirkender, durch eine Kuppel gekrönter Rundbau ausgebildet, dem sich die geschlossenen Seitenfassaden anschließen. Die Stilbildung ist die der italienischen Hochrenaissance mit Uebergängen zum Berliner Barock. Gleich dem Marstall ist die Behandlung des stilistischen Teiles streng und

Straße Unter den Linden bis zur Dorotheen-Straße hinzieht. Hier sah sich Ihne einer der schwierigsten Aufgaben gegenüber, die je einem Baukünstler zur Bewältigung übergeben wurden. Handelte es sich doch darum, in einem einheitlichen Bauwerk zwei Körperschaften paritätisch, oder doch wenigstens annähernd paritätisch unterzubringen, die zwar an sich die gleiche Bedeutung im Kulturleben der Nation beanspruchen können, deren räumliche Bedürfnisse aber völlig verschieden sind. Ihne fand die glückliche Lösung, die Verwaltungen der beiden Körperschaften gleichwertig in einem Frontbau an der Straße Unter den Linden zu vereinigen, im Uebrigen aber der kgl. Bibliothek mit ihrem großen Raumbedürfnis freie Entwicklung hinter einem Ehrenhof zu lassen. Von ihm aus geht eine Achse von Raumfolgen in machtvoller Wirkung durch die Tiefe des Gebäudes und findet ihren Höhepunkt in dem Kuppel-Lesesaal, der in das Herz der Gesamtanlage verlegt ist, während die Büchermagazine, weitere Lese- und Studiensäle, Ausstellungsräume usw. um diesen Hauptteil sich lagern. Hier schuf Ihne einen groß sinnigen und bedeutenden Organismus; in dessen



Abbildung 12.
Mittelalterliches Haus in Cáceres.

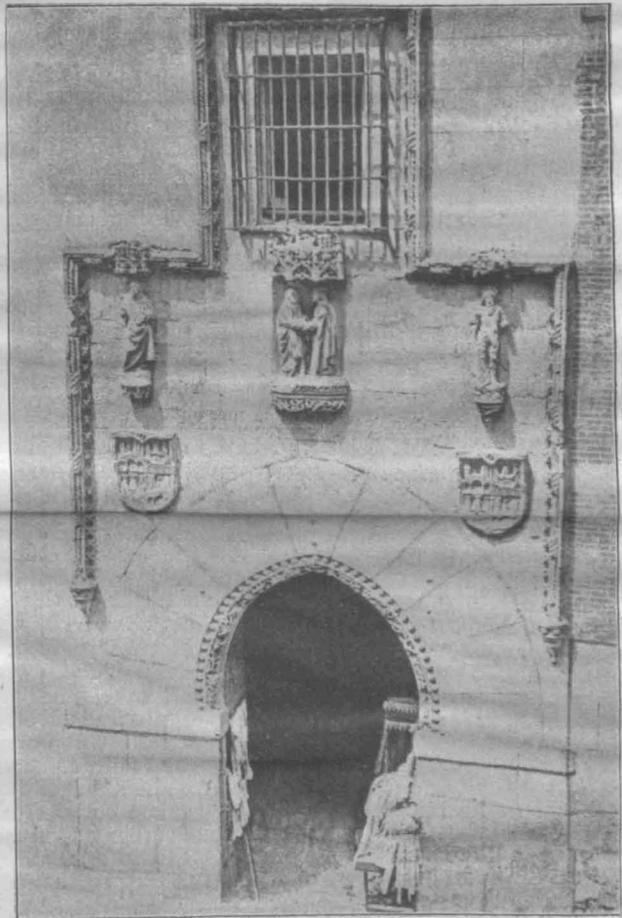


Abbildung 9. Eingang und Fenster des nicht mehr bestehenden Hospitales de la Catina in Madrid.

vortrefflich. Hier blieb Ihne der nachschaffende Künstler, dem die Form nur Mittel zum Zweck, zum größeren Zweck war. Die Wiederholung eines Kuppelaufbaues über der Mitte des Flügels an der Stadtbahn ist nicht glücklich, wengleich Ihne das künstlerische Bedürfnis empfand, die wagrechten Massen der Flügelbauten an Kupfergraben, Spree und Stadtbahn durch einen Aufbau zu unterbrechen. Vielleicht wäre das in glücklicherer Weise geschehen durch der Hauptkuppel sich unterordnende Kuppelaufbauten auf den Eckteilen Kupfergraben-Stadtbahn und Spree-Stadtbahn. Doch wird man auch hier zunächst immer wieder fragen müssen, wie weit war der Künstler in der Lage, hier unabhängig zu handeln, und wie weit war er gezwungen, fremdem Einfluß, der nicht nur von einer Seite kam, Raum zu gewähren. Gleichwohl bleibt das 1903 vollendete Kaiser Friedrich-Museum ein Monumentalbauwerk, das in der Baugeschichte Berlins eine vielleicht später wachsende Bedeutung erlangen wird.

Vielleicht ist das in noch höherem Maße der Fall bei dem im Jahre 1913 vollendeten Bau der kgl. Bibliothek und der Akademie der Wissenschaften, der sich von der

Ausbildung liegt das für die Gegenwart Charakteristische also das „Moderne“, wenn man dieses durch die Mode-Bewegung geprägte triviale Wort auf ein großes und ernstes Kunstwerk zum leichteren Verständnis anwenden will. Auch in der formalen Ausbildung dieses Bauwerkes blieb Ihne seinem künstlerischen Glaubensbekenntnis treu. Seine Auffassung der italienischen Hochrenaissance und ihrer Uebergänge zum maßvollen Barock hat sich in diesem Werk verfeinert und vertieft.

Vielleicht wäre das in noch höherem Grade der Fall gewesen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, das neue königliche Opernhaus auszuführen, zu dem er berufen wurde, einen Entwurf anzufertigen, der namentlich in der Gestaltung des Zuschauerraumes und der Repräsentations-Räume eigenartige Größe zeigte. Von Entwürfe gebliebenen Plänen ist auch der zu einem neuen Gebäude der deutschen Botschaft in Washington zu nennen, der jedoch in der Öffentlichkeit nicht bekannt wurde. Ein Auftrag besonderer Art erwuchs ihm, als die Villa Falconieri in Frascati bei Rom durch Schenkung 1907 aus dem Besitz des Bankiers E. v. Mendelssohn-Bartholdy in

Berlin an den deutschen Kaiser übergang. Dieser ließ sie zu einem Erholungs- und Studienheim für deutsche Künstler und Gelehrte einrichten, wozu Ihne die Pläne fertigte, die 1908—1910 ausgeführt wurden. Hier galt es, sich dem, was 1648 durch Borromini und 1729 durch den Kardinal Alessandro Falconieri entstanden war, harmonisch anzuschließen, eine Aufgabe, die der Kunstanschauung Ihne's durchaus entsprach. Von weiteren kleineren Arbeiten gingen neben den großen Aufträgen einher die architektonische Ausbildung der Langen Brücke in Potsdam, die Einrichtung seines eigenen Hauses in der Viktoria-Straße in Berlin, der Umbau der Räume und die Schaffung von Ausstellungssälen für die kgl. Akademie der Künste am Pariser-Platz zu Berlin. Von größeren Privatbauten schuf er das Haus Friedländer am Pariser-Platz und das Haus des Automobil-Klubs am Leipziger Platz in Berlin. In diesen städtischen Wohnhausbauten, die beide an bevorzugten Plätzen der Reichshauptstadt liegen, ging er über den Charakter des Privathauses in bewußter Absicht hinaus und näherte die Bauwerke dem Monumentalbau, nach unserer Auffassung mit vollem Recht. In enthaltamer Strenge ordnen sich die Bauten dem Platzbild der beiden Plätze wohl ein.

Im Leben ist Ihne reich mit Ehren bedacht worden, nicht allein durch kaiserliche Huld. Durch diese wurde dem inzwischen zum Geheimen Oberhofbaurat emporgestiegenen Künstler aus Anlaß der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars der erbliche Adel verliehen und hierzu trat nach der Vollendung des Neubaus der kgl. Bibliothek der Titel Wirklicher Geheimer Oberhofbaurat mit dem Prädikat „Exzellenz“. Ihne war Mitglied der kgl. Akademie des Bauwesens zu Berlin und der kgl. Akademie der Künste. 1910 wählte ihn die Ecole des Beaux-Arts in Paris zu ihrem Ehrenmitglied. Aus Anlaß der Einweihung des Carnegie-Institutes in Philadelphia, der er als Vertreter Deutschlands anwohnte, erhielt er den Ehrendoktor der Universität Pennsylvaniens. Eine deutsche Hochschule hat sich nicht veranlaßt gesehen, ihn auszuzeichnen und doch wäre es

eine vornehme Pflicht gewesen, den Verstorbenen auf diese Weise den Gehässigkeiten der Tageskritik, die selbst bei seinem Tode nicht unterdrückt wurden, zu entziehen. Es lag nicht in seinem Charakter, Auszeichnungen dieser Art zu erstreben, wie er ebenso wenig in seiner Kunst nach diesen oder jenen Formen suchte, um durch sie einen günstigen Eindruck zu schaffen, sondern er folgte in allem seiner künstlerischen Ueberzeugung bis zu Ende, und hierdurch erhält sein Lebenswerk den Ausdruck seltener Einheitlichkeit, aber auch Ehrlichkeit. Künstlerische Kraft besaß er in reichem Maße, sie verlor sich aber nicht in dem äußerlichen Spiel der Formen, sondern sie kam zum Ausdruck in der Durchgeistigung eines Organismus, in der machtvollen Gestaltung des Aufbaues und in überwältigenden Raumschöpfungen. Die Raumwirkung der Hauptachse der königlichen Bibliothek in Berlin ist noch von keinem zeitgenössischen deutschen Architekten übertroffen worden. So dürfen wir bei dem Heimgang Ihne's wohl sagen, daß die deutsche Baukunst der Gegenwart von einem großen Verlust betroffen wurde, denn der Künstler machte die Steine reden. — — H. —

Vermischtes.

Ehrendoktoren technischer Hochschulen. Außer der bereits erwähnten Ernennung des Stadtbaudirektors Heinrich Goldmund in Wien hat die Technische Hochschule daselbst noch eine Reihe von Ernennungen zu Doktoren der technischen Wissenschaften ehrenhalber vorgenommen, unter denen wir erwähnen die des Stadtbaurates Dr. Ludwig Hoffmann in Berlin, des Geheimrates Prof. Dr. Karl v. Linde in München, sowie des Geheimrates Prof. Dr. Friedrich von Thiersch in München. —

Inhalt: Neubau des Dienstgebäudes der Landes-Versicherungs-Anstalt Sachsen-Anhalt in Merseburg, (Schluß.) — Ernst von Ihne †. (Schluß.) — Spanien. (Fortsetzung.) — Vermischtes. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.

Spanien. (Fortsetzung aus No. 31.)

Die spanischen Städte sind Individualismen für sich. Mit dem Preise ihrer Städte hat die maurische und die spanische Poesie nie gegeizt. Barcelona ist „eine liebliche Königin, die dem Bade entstieg, ihren eigenen Wunderleib mit Entzücken betrachtet“. Toledo „ist eine Stadt, wo Grün und Anmut herrschen. Die Milchstraße dient ihr zum Gürtel und die mit Früchten beladenen Bäume sind die Sterne“. Granada ist die „Königin der vom Tau benetzten Rosen“, Malaga die „Zauberin mit ewigem Frühling, vom Meere sanft bespült, zwischen Jasmin und Rosen“. Die Loblieder über Sevilla sind gar nicht zu zählen. Jeder Dom in jeder Stadt habe, führt der Verfasser aus, seinen besonderen Superlativ und die eine Gemeinde spiele sich gegen die andere auf. Wenn man aber durch diese Gloriolen die spanischen Städte in ihrer Nacktheit sehe, so preise man Gottes Weisheit, daß er den Menschen eine hilfreiche Phantasie gegeben habe. Barcelona aber verdiene sein Lob, wenn auch mehr und mehr vom alten Barcelona verloren gehe. Ein interessanter Kampf fortschreitender Ansprüche mit anspruchsloser Romantik hat sich entwickelt. In Saragossa, dem spanischen Kevelaer, stehe das andächtige Alte, das Bürgerliche zwischen den altaragonischen Hauskastellen. In Madrid tritt das Alte hinter das Neue zurück. Aranjuez mit seinen breiten Straßen sieht neu aus; es macht den Eindruck, „als hätten die Häuser vor den königlichen Karossen gehörigen Abstand genommen“. Toledo dagegen ist ganz alt geblieben, „als Sitz der großen Konzilien, Metropolit, Talmudrabbiner, Scholastiker, Großinquisitoren war es immer kirchlich konservativ; auf kleinem Kegelstumpf fanden die Milliarden Peru's und Mexiko's keinen Platz mehr und die königliche Sonne wanderte auf das breitere Tafelland der Nachbarin und ließ Staub und Miasmen in Toledo liegen“. In Cordoba und Granada fand der Verfasser das Neue fast nur als Verbindung des Bahnhofes mit dem seinen lieblichen Schlaf um Moschee und Alhambra weiter schlummern den Alten, wogegen Banken und Büros in den Handelsstädten Malaga und Sevilla „schon in die hakigsten Moriscogassen schamlos hineingetastet haben“. In Barcelona jedoch sind Alt- und Neustadt streng geschieden und das erhöhe das Behagliche dieser Stadt. Doch sind Madrid und Barcelona europäisiert und deshalb keine Muster spanischer Städte. Das sind jedoch Cordoba und Toledo, einst als politische Hegemonien weltbedeutende Städte, heute jedoch Reliquiarien. An keinem anderen Platz der Welt springt der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt

so ins Gesicht, wie in Barcelona. Das Herz dieser Stadt hat sich noch die volle Romantik der Kathedralen, Stifte, Rathäuser und Kirchengassen bewahrt, obwohl die alten Straßen katalonischer Handelsherren nicht ganz so mittelalterlich anmuten, wie das Gassengewirr am Kathedrale, Synagogen und Moscheen der Inquisitorienwarte Toledo oder wie die schlafenden Stadtteile um die Alhambra. Das neue Barcelona ist es, das den Gegensatz schafft. Straßen von 30—50 m, alles geradlinig: Monumentalbauten, Prachthäuser, Vorgärten, Alleen, Parke — „kurz auch nach anspruchvollsten Vergleichen eine wahre Prachtanlage, während die vornehmen Außenviertel der französischen oder italienischen Hauptstadt sich gar nicht mit ihr messen können“. Barcelona ist auch die Stadt des Christoph Kolumbus. Er gab Spanien seine riesige Kolonialmacht, er durchkreuzte aber auch die siebenhundertjährige Politik der Kreuzzüge gegen die Mohammedaner und wandte die Augen Spaniens von Süden nach Westen. „Freilich, die schimmernden Barren aus Mexiko und Peru, sie sollten das goldene Licht werden, in dem sich Spanien die Flügel versenkte: der Bauer verläßt den Pflug, der Seidenweber den Stuhl, der Bergmann Halde und Hammer, und der Reeder sendet seine Schiffe nicht mehr zum sicheren Port der nahen Küste. Gold! Gold!“

Die neuen Kolonien bezeichnen den Anfang eines folgenschweren Verbrauchs der Kräfte jenseits der Grenzen. „Daheim aber beginnen Kriege, Hoffeste, Karnevale, Paläste, Klöster und Kirchen die mitgebrachten Milliarden zu verschlingen, und Spanien ist trotz der Goldberge schon bald ein ärmeres Land, als es vor deren Besitz unter den Mauren war“. Sein Denkmal steht am Hafen. Auf turmhoher Säule erhebt sich das Standbild des großen Entdeckers, wie einst das des Trajan in Rom oder Napoleons in Paris, oder Nelsons in London. In der Mitte des alten Barcelona liegt der Dom. Er beherrscht das Stadtbild, wie in Spanien überhaupt die Kathedralen die Städte beherrschen, so in Gerona, Saragossa, Toledo, Cordoba, Sevilla, Malaga, Leon, Burgos, Oviedo, Santiago und außer der Alhambra auch das von Granada. „Sie sind — neben den maurischen — die architektonischen Denkmale Spaniens, da die alten Audiencias (Gerichtshöfe) und Ayuntamiento (Rathäuser) sowie auch die Königsschlösser hinter ihnen weit zurück stehen, sofern sie nicht, wie der Eskorial, selbst Kirchen und Klöster sind.“ Spanien ist auch heute noch nur von seiner Religion aus zu verstehen; die Kirche hat als geschlossene Organisation unerschüttert durch staatliche Auflösungen seit anderthalb Jahrtausenden das Leben und Versagen des Landes bestimmt. —

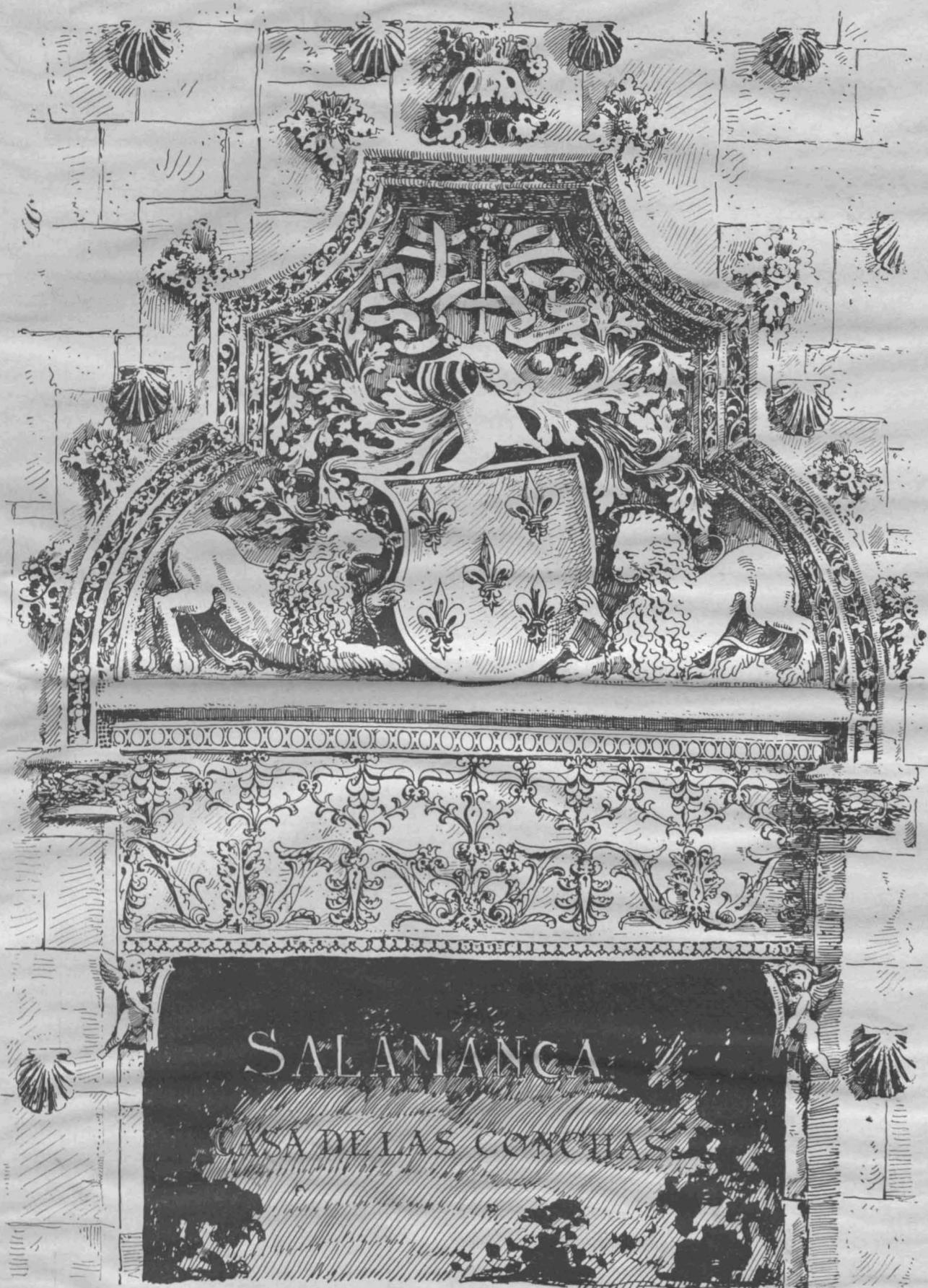
(Fortsetzung folgt.)



PANIEN. * PUERTA DEL PERDON
 6 DEL PATIO DE LOS NARANJOS
 (TOR DES ABLASSES ODER DES
 HOFES DER ORANGENBÄUME)
 IN SEVILLA. * * * * *

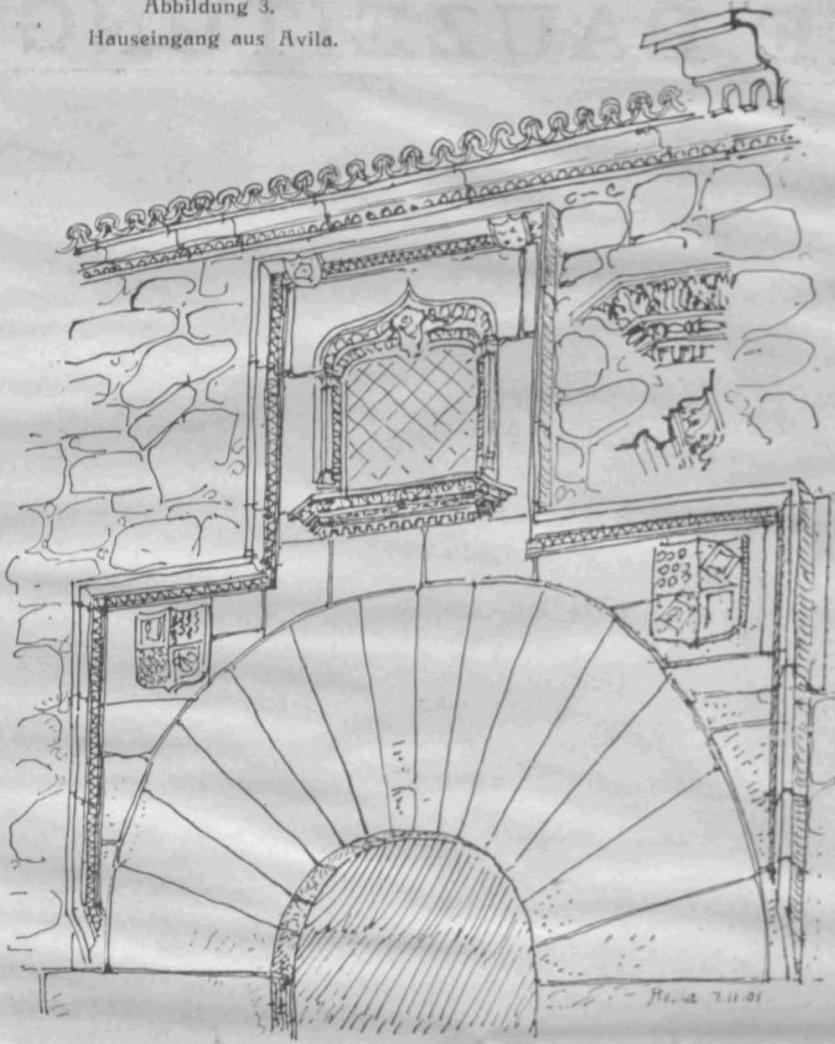
DEUTSCHE
 * * * * BAUZEITUNG * * * *
 ** 51. JAHRGANG 1916. NO. 36. **

DEUTSCHE BAUZEITUNG



51. JAHRGANG. № 36. BERLIN, DEN 5. MAI 1917.

Abbildung 3.
Hauseingang aus Avila.



Spanische Architekturstudien. I.

Von Geh. Baurat Prof. Dr. Albrecht Haupt
in Hannover.

Hierzu die Abbildungen in No. 31 und 35.

Der Weltkrieg hat die Völker in zwei Lager geschieden: die demokratischen und die aristokratischen. Dort die Herrschaft der niedrigen Massen und des Geldes, hier die Achtung vor der Aufrechterhaltung nicht nur der gesetzmäßigen Obrigkeit und des Staatsgefüges, sondern auch der Errungenschaften des Geistes und seiner Arbeit, anderseits der natürlichen Abstufung der Schichten und dem erprobten wertvollen Herkommen aus den Jahrtausenden gewaltigster Menschheits-Entwicklung. So ist es nicht rein zufällig, daß wir Spanien (so gut als die auf uralter Ueberlieferung ruhende aristokratische Republik der Schweizer) in dem sturmgepeitschten Meer des Weltkampfes noch nicht im Hafen der Feindesküste finden. Man sieht dort Deutschland, den letzten Hort des aristokratischen und wahrhaft konstitutionellen Wesens, noch immer aufrecht stehen, umheult von der Wut der demokratisch-plutokratischen Menschheit, und weiß, daß mit ihm und seinen Verbündeten die letzten Menschheits-Ideale stürzen würden. Denn bis ins Tiefste ist der Spanier von jeher adeligen Sinnes gewesen und bis heute geblieben — abgesehen von einigen demokratisierenden Gegenden. Es ist von stärkster Bedeutung, daß Jeder sich dort caballero, Ritter, nennen läßt und sich bemüht, diesen Ehrennamen auch mit Ehren zu führen; am meisten in den Provinzen, deren Bevölkerung heute noch die unverwischten Spuren germanischer Blutmischung aufweist, so in Asturien und Neu-Kastilien, deren älteste Familien ihre Herkunft herkömmlich auf die alten Goten zurück führen.

Wir Architekten spüren das Walten dieses germanischen Geistes nicht nur in den noch nicht ganz seltenen Bauwerken aus westgotischer Zeit, über die ich an anderen Stellen ausführlich berichtet habe*), wir fühlen es auch in der Folge der Entwicklung bis zu den Tagen, da das Land allzusehr italienisch-französischem Einfluß unterlag, bis ins 17. Jahrhundert hinein. Ich glaube nicht, daß andere Völker sich durch die spanische Baukunst in gleichem Maß angezogen fühlen können, wie gerade die germanischen, insbesondere das deutsche. Trotz des Hineinflutens des ja geheimnisvollen und märchenhaften orientalischnaurischen Kunststromes ist immer noch ein bestimmter Teil der Baukunst nordisch-malerischem Wesen nah geblieben und übt auf uns eine eigene Anziehung aus, die ohne jeden Zweifel auf der inneren Verwandtschaft der Völkerseelen beruht. So macht man auch die Bemerkung, daß die spanische Gotik in mancher Hinsicht trotz ihrer zauberhaften Pracht der unserigen näher steht, als der französischen. Die wundervolle Kathedrale zu Burgos ist gerade uns durchaus nahe vertraut; selbst ihre prachtvollen durchbrochenen Turmhelme gehören unserer Art zu, wie auch der Prachturm zu Oviedo dem Freiburger nicht allzu fern steht. Ähnliches sehen wir zu Leon und selbst zu Toledo.

Insbesondere aber gilt das von dem ungeheuren malerischen Reiz der Baukunst unter den katholischen Königen, dem Plateresken- oder Goldschmiedestil in seiner gotischen und Renaissance-Fär-

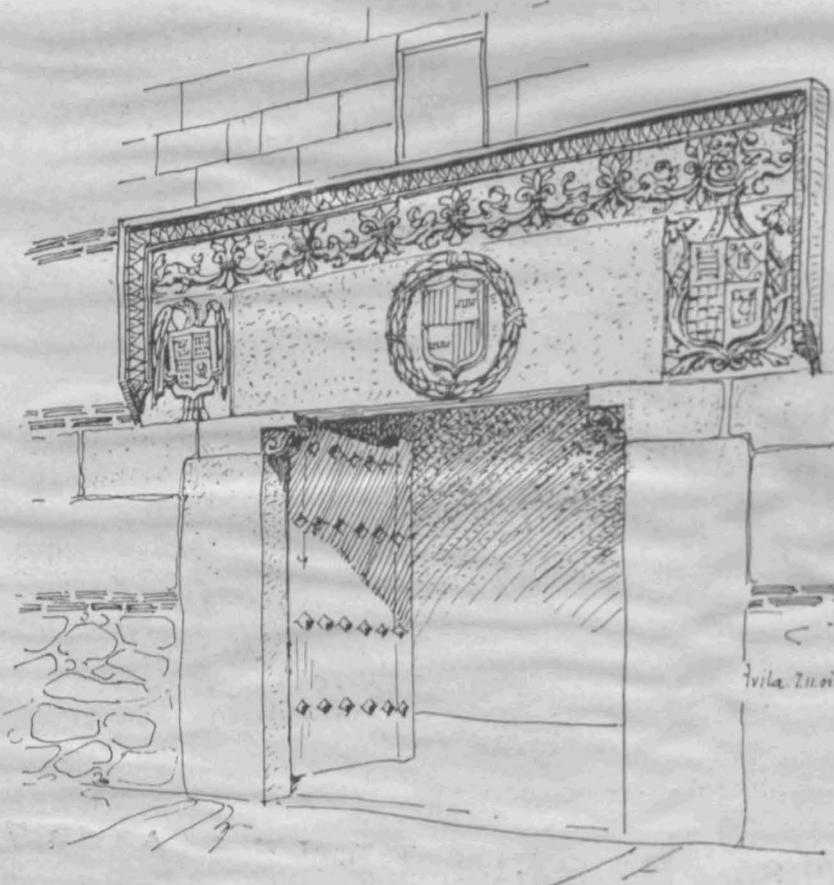


Abbildung 6. Hauseingang aus Avila.

*) Die älteste Kunst der Germanen, insbesondere die Baukunst, Leipzig 1909.

bung. Diese Kunst ermangelt der Absicht der strengen Regelrichtigkeit, die für Italien und später für Frankreich das Ziel bildete — in älteren Werken strebt sie fast der Art der Dürer'schen Kunst zu, in ihren jüngeren arbeitet sie mit den Mitteln unserer frühen Renaissance zu reizvollen Wirkungen zierliche Skulpturen auf ruhiger Fläche durch den lediglich malerischen Gegensatz bei freier Gesamt-Erfindung. Altnürnberg hat mich da manchmal an Salamanca und Brieg an Valladolid gemahnt; auch manche sächsische Werke klingen stark an spanische an. So war es oft bezaubernde Freude, dieser glänzenden Zeit in ihren reichsten Werken, erquicklich und süß aber, in stilleren Winkeln den kleineren Kostlichkeiten nachzugehen, die adelige und patrizische Baukunst in den Stützen, heute so ruh-

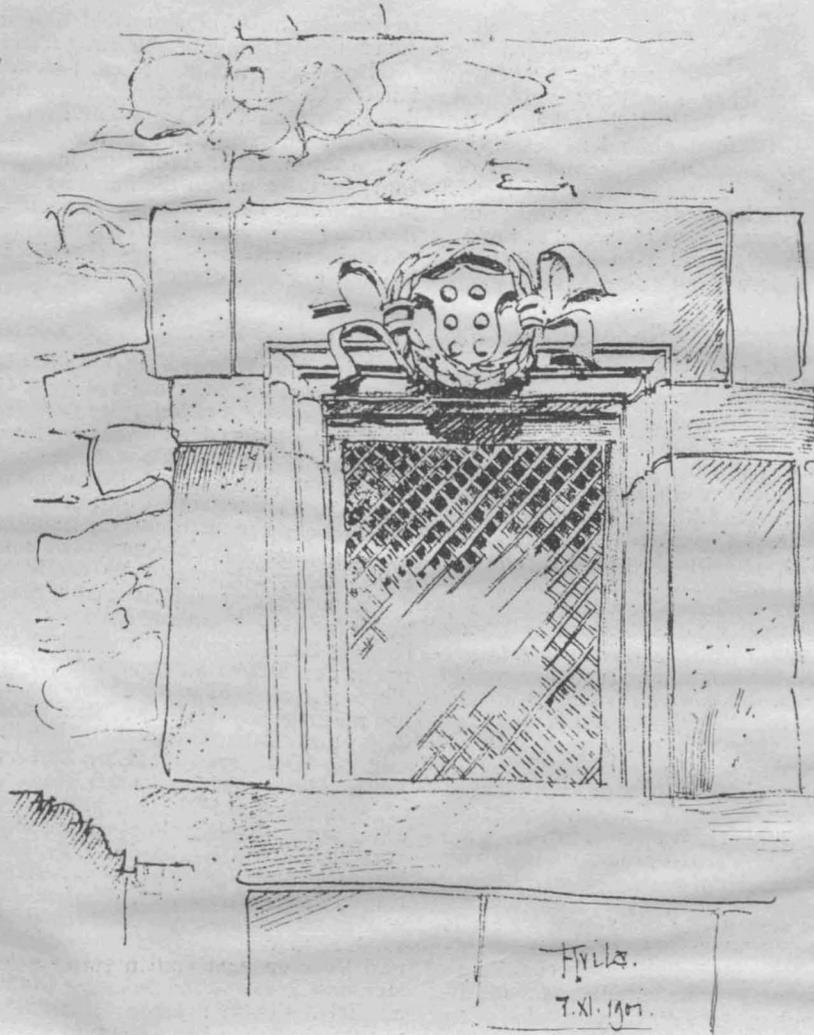


Abbildung 8. Fenster eines Hauses aus Avila.

samen Städten sich vor vier Jahrhunderten errichtete. Freilich eigenartig genug und echt spanisch erscheinen diese Wohnstätten doch; ihre erst abwehrende Geschlossenheit weist unpassende Vertraulichkeit fast hochmütig zurück; mächtige Quaderwände öffnen sich nur wenig in Fenstern, deren dichte Gitterkörbe keinen Blick eindringen lassen; stolz verkündet von der Hausecke das frei hängende Steinwappen der Familie altes Herkommen und ihre Stellung. Aber wir wissen, daß die schweren Steinwände, die gewaltigen eisenbeschlagenen Tore einst unentbehrlicher Schutz sein mußten in den mancherlei Unruhen, die die Straßen durchtobten, in den Zwistigkeiten, bei denen die scharfe Toledaner - Klinge allzu rasch aus der Scheide fuhr. Heiß rollte das Blut durch die Adern; manche Tragödie

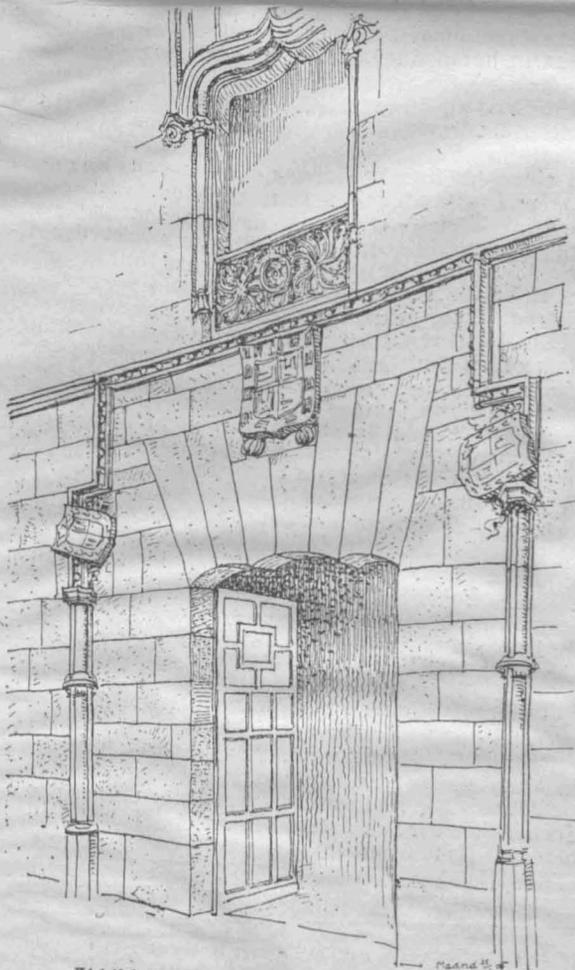


Abbildung 10. Hauseingang aus Madrid.
5. Mai 1917.



Abb. 11. Tor und Fenster eines Kardinal-Palastes im alten Madrid.

glühender Liebe und Hasses haben jene Stätten gesehen. Auch wissen wir, daß hinter den gewaltigen Torflügeln schöne Höfe mit Hallen ringsum sich bergen, in denen kühle Brunnen rauschen und Palmen fächeln; stolze Säle mit herrlich geschnitzten Holzdecken in der berühmten Artesonado-Weise, mit funkelnden Fliesenwänden empfangen den zugelassenen Gastfreund und der stolze Hausherr sagt ihm: „Treten Sie ein in Ihr Haus.“ Aber die Tore öffnen sich schwer, denn der Spanier hütet sein Haus mit Strenge und verteidigt es, wenn es not tut, wie seine Stadt bis zum letzten Blutstropfen. Astorga, Gerona, Zaragoza und andere Namen sind unvergeßliche

Denkmäler unsterblicher Heldentaten im Kampf gegen die räuberisch eingebrochenen gallischen Nachbarn.

Das sagen uns die Häuser; freilich mag noch orientalische Gepflogenheit der Mauren mitgewirkt haben, die den Eintritt in ihr Eigenheim dem Fremdling gänzlich wehrten. Immerhin finden wir auch bei uns in älterer Zeit wohl manches Ähnliche, im alten Regensburg oder Ulm; in Köln waren die Patrizierburgen mit hohen Zulfuchttürmen kaum weniger zahlreich, als in Bologna; in Braunschweig stand hinter dem hölzernen Vorderhaus die steinerne Kemenate als eigentlicher Familienschutz; ähnlich war es in Osnabrück. — (Schluß folgt.)

Spanien. (Fortsetzung.) Hierzu eine Bildbeilage.



ie in den voraus gegangenen Ausführungen wiedergegebenen Darstellungen über die Städte des Landes und seine Baukunst werden durch lange Kapitel unterbrochen, in welchen die politische und die Kulturgeschichte Spaniens zu einer ebenso umfassenden wie vielseitigen, die reiche Literatur beherrschenden Erörterung gelangt. Dabei beleuchten kurze Sätze treffend die Sachlage, z. B.: „Die spanische Kirche will eine spanisch gefärbte Landeskirche sein und bleiben.“ „Die Religion muß spanischen Instinkten dienen.“ Der Durchschnittsmensch glaubt, was er täglich sich wiederholen hört. Da er keinem Widerspruch begegnet, wird seine Religion für ihn unumstößlicher als die Meinung der Philosophen. Wird aber ein solcher Mensch plötzlich irre an seinem Glauben, so verliert er den Glauben überhaupt. „Und so kann auch heute noch das Volk sich am Vererbten erbauen, während die Intellektuellen in ihrer großen Mehrzahl nicht fähig sind, eine philosophische Lebensauffassung in die Lücken ihrer fadenscheinig gewordenen Kirchlichkeit zu setzen.“ Hieraus, sowie aus einem abergläubischen Supranaturalismus und einem „naturhaften Sichlaufenlassen“, das an die Stelle des „geistigen Sichlosringens“ tritt, ergibt sich „ein kleines neues Spanien, das vorantreibt, und ein ganz großes altes, das nicht recht nachhinken will.“ Zwischen beiden gibt es kaum Uebergänge. Das spiegelt sich vor allem in der bildenden Kunst wieder. In vielen Städten stehen Altes und Neues neben einander; das Alte überwiegt weitaus, es ist in den altspanischen Städten von größter Anziehungskraft. Das Neue jedoch ist häufig stilllos und unschön. Die Trennung von der Religion rächt sich, denn Kunst und Religion sind in Spanien wie sonst nur noch in Italien, stets Hand in Hand gegangen ohne Kritik. Künstlerische Bedenken überwindet das religiöse Verlangen des Volkes ebenso leicht, wie geschichtliche. Das Leben ist fast ganz in die wenigen Städte geflossen. Zentraler Siedelungstyp ist durch die Wasserarmut geradezu geboten; die Städte drängen sich daher an die Flußläufe, während Dörfer und Weiler in der Campagna verdursten und verhungern. Das Weichbild der Städte ist in Spanien eine Oase in der Wüste. Die Wege und Straßen auf dem Lande sind schlecht. Was gut ist, stammt von den Römern; die Mauren, so besorgt im übrigen für den Fortschritt, waren als Karawanenvolk schlechte Straßenbauer. Erst im vorigen Jahrhundert baute Karl III. 50 000 km Straßen; heute besitzt Spanien 60 000 km Wegstraßen, das gleich große Frankreich 180 000. Nur im Westen mit seinen reichen Niederschlägen und im künstlich berieselten Süden entdeckt man Einzelhöfe (Case-rias), aber schon die Namen der fensterlosen Wüfel in den Vegen Andalusiens deuten auf die Wasserbaumeister des Halbmondes. Neben Barcelona ist das 600 000 Einwohner zählende Madrid als Hauptstadt die hauptsächlichste Stadt des Landes. Aber „nur ein paar kleine Viertel der Altstadt sind Urspanier geblieben, indes auch nicht mehr unverfälschte. Es fehlen der Hauptstadt, deren Geschichte erst mit Philipp II. (1560) einsetzt, mehr als jeder anderen nicht bloß die ernstesten Dekorationen der Zyklopen, der römischen, der germanischen Zeit, sondern auch die Runensteine der Mauren. Da steht keine beherrschende Kathedrale, und von den übrigen alten Kirchen wäre wohl nur S. Jeronimo eines flüchtigen Besuches wert. Die Stadtmauern der Philippe aber sind Promenaden und Vororten zum Opfer gefallen.“ Der Verfasser aber wollte doch in Madrid etwas Spanisches sehen und so machte er sich denn auf zum Schloß der spanischen Könige. Aber „statt der finsternen Burg, die man auf dem Felsenhorst des „Dämons des Südens“ erwarten sollte, glänzten mir korinthische Säulen, anmutige Arkaden und strahlende Treppenhäuser entgegen: Ein weitläufig angelegter, aber im ganzen eindrucksarmer Renaissancebau, kaum 150 Jahre alt. Dahin hätte ich mir noch lieber den düsteren und bauerngutmäßigen Kasten gewünscht, in den Philipp seine Toledaner Residenz verlegte und dessen Abbildung

Justi in einer Wiener Handschrift wieder entdeckt hat.“ Immerhin atme man auf bei dem Gedanken, daß nun geistige Freiheit aus den lichtvollen Fenstern hervorlache, die Grazien hinter den glitzernden Hausteinen eingestekt und die Philipps und Albas daraus vertrieben habe. Aber Madrid hat auch ein Buen Retiro mit Anlagen. Aus ihnen steigt die Vergangenheit auf; „hier hat einst das reichste spanische Leben sich getummelt: die Hoffeste der Philippe, die Komödien des Calderon, die neuen Bilder des Velasquez, sogar Siegesfeste im dreißigjährigen Kriege als Schwanengesang auf Spaniens Sterbebett. Philipp IV. hatte für jede Blume einen Plan geschaffen, Hoch und Niedrig für das zweite Aranjuez geschröpft.“ Das wirkt nach; das Beharrungsmoment der Ueberlieferung ist in diesem Lande größer, als anderswo. Die bleichen Wangen des niedergehenden Volkes sind immer noch gerötet von dem alten Glanz Andalusiens, Westindiens, Salamanca's und der Weltherrschaft. Eine Nation, die während dreier Jahrhunderte nach und nach gesunken ist, sei es durch die quijotischen Pläne der kastilianischen Zentralgewalt unter den ersten Habsburgern, durch den Partikularismus und den Katholizismus, durch die Armut des Bodens, die Maurenkriege oder die Judenverfolgungen, eine solche Nation hat es schwerer, die schlummernden Energien wieder zu wecken, als eine auf der Höhe stehende, sie wach zu halten. Doch das ist anders geworden, seit König und Volk enger Hand in Hand gehen; seitdem bewegt sich das Gesamtleben Spaniens wieder mehr aufwärts als abwärts. „Die finanziellen Vorbedingungen sind in seinem unerschöpflichen Bergreichtum gegeben, die geistigen in der kleinen Zahl hervorragender Männer, die über Sierrren und Pyrenäen hinausschauen, die triebhaften in dem gesunden und stolzen Volke und die politischen nicht zuletzt in seinem jungen König.“

Madrid hat den Prado. Während rings im Lande die Weihe der Kathedralen sich ausbreitet, liegt hier unter Fels und Sand ein Juwel weltlichen Glaubens. „Wie ein goldenes Abendrot, das über der versunkenen Sonne des kastilianischen Tafelberges stehen geblieben ist, leuchtet es als eine versöhnende Nachdämmerung aus Spaniens größter und wildester Zeit über die Welt.“ Aber „im Banne seiner Wunder sollte man sich noch mehr als angesichts der Pyramiden, des Erechtheums oder der Alhambra davor hüten, aus ihnen eine ganze Kulturepoche zurück zu bauen . . . Einige reiche Könige waren es, die diese Perlenschnur gekauft haben, um sie ihrer Grausamkeit, Kälte, Beschränktheit oder banalen Genußsucht um den Hals zu hängen. Und so muß man wohl mit Vorsicht jene Geschichtsbücher lesen, die aus dem Prado auf seine Zeit zurückschlossen und, geblendet von seinem Glanze, das dunkelste Mittelalter ringsherum nicht mehr recht sehen können.“ Auf seinen Wanderungen durch die Kunst fällt dem Verfasser im Gegensatz namentlich zu Italien und Frankreich eines auf: daß in der künstlerischen Hervorbringung die Bildhauerkunst zu kurz komme und so eine klaffende Lücke im Bild der schönen Künste entstehe. „Man möchte fast auf den Gedanken kommen, daß die eine Lehre des Koran „Bildsäulen sind verabscheuungswürdig“, die Herrschaft des Koran überdauert habe.“ In der christlichen Zeit wurde die Bilderei ganz von der Baukunst beherrscht; von der antiken Zeit der römischen Einflüsse und Kolonisationen ist sehr wenig erhalten und fast gänzlich wird, wenn man von den wenigen öffentlichen Denkmälern absieht, die moderne Bildhauerei vermisst. Hat Spanien von Frankreich auch in der Baukunst Vieles übernommen, in der Bildhauerkunst waren die Anregungen gering, trotzdem das „ganze hochwichtige Seelenleben der Spanier sie kennzeichnet als Sinnen-, Gefühls- und Phantasiemenschen“. (Schluß folgt.)

Inhalt: Spanische Architekturstudien. I. — Spanien. (Fortsetzung.)

Hierzu eine Bildbeilage: Tor in Sevilla.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. N^o 37. BERLIN, DEN 9. MAI 1917.

Standesvertretung der im freien Berufsleben stehenden Architekten und Ingenieure und Schutz ihrer Standesbezeichnung.

Mit der stetig wachsenden Zahl der im freien Berufsleben tätigen Architekten und Ingenieure, mit der zunehmenden Bedeutung der Aufgaben, die ihnen auf dem baukünstlerischen oder dem weit verzweigten Gebiet des Ingenieurwesens zufallen, bei der hohen Verantwortung, die sie demgemäß ihren Auftraggebern gegenüber in künstlerischer, technischer und wirtschaftlicher Beziehung zu tragen haben, ist aus weiteren Kreisen dieser Fachgenossen heraus schon seit längerem der Ruf nach einer Standes-Organisation laut geworden, von der diese eine Förderung des Bauwesens, eine Hebung des Ansehens des Berufsstandes, vor allem auch einen Schutz gegen unlauteren Wettbewerb aus denjenigen Kreisen erhoffen, die sich zur Erledigung der gleichen Aufgaben herandrängen, ohne dazu die erforderlichen Vorbedingungen zu besitzen. Eng verknüpft mit diesem Bestreben nach Schaffung einer Standesvertretung ist dasjenige nach Schutz der Standesbezeichnung „Architekt“ und „Ingenieur“.

Diese Fragen sind zuerst von den Privat-Architekten aufgegriffen worden. Schon 1906 hat sich der 7. „Internationale Architekten-Kongreß“ in London damit beschäftigt, 1908 der 8. Kongreß in Wien, und sowohl in Oesterreich wie in Deutschland ist diese Frage seitdem nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden, wie ein Blick in die Fachzeitschriften lehrt. In Deutschland ist zuerst im „Verband Deutscher Arch.- u. Ingen.-Vereine“ die Bildung von „Architekten-Kammern“ angeregt worden, es haben eingehende Beratungen, z. T. in Gemeinschaft mit dem „Bund Deutscher Architekten“ stattgefunden, ohne daß diese indessen bisher zu einem Abschluß gekommen sind. Ganz neuerdings hat der B. D. A. auf dem Bundestag am 16. Dez. 1916 in Berlin sich grundsätzlich für die Schaffung von Architekten-Kammern ausgesprochen.¹⁾

Es hat anderseits auch nicht an Stimmen gefehlt, die von einer derartigen Berufs-Organisation, die ohne gewissen Zwang und ohne staatliche Aufsicht nicht abgeht, als der freien Entwicklung der Baukunst schädlich dringend abgeraten haben, und zwar sind solche Warnungen nicht zuletzt von Baukünstlern von Ruf ausgegangen — wir nennen nur Otto Wagner in Wien. Auch die „Deutsche Bauzeitung“ hat ihre Stimme mehrfach in diesem Sinne erhoben. In Oesterreich hat der Kampf der Meinungen für und wider die Architekten-Kammern zu einer scharfen Spaltung in der Architektenschaft geführt, die „Gesellschaft österreichischer Architekten“ hat sich dagegen, die „Zentralvereinigung der Architekten“ dafür ausgesprochen. Ein Gesetzentwurf letzterer Vereinigung für die Bildung von Architekten-Kammern lag dem Bundestag in Berlin bei seinen letzten Beratungen vor.

Die Frage der Bildung besonderer „Ingenieur-Kammern“ ist für Deutschland neueren Ursprungs. Gelegentlich der Beratungen über die Architekten-Kammern wurde wohl darauf hingewiesen, daß die Zahl der selbständigen, im freien Berufsleben stehenden Ingenieure zur Bildung eigener Kammern zu klein sei, daß sie sich aber vielleicht den Architekten-Kammern angliedern ließen. Die Schaffung von besonderen „Ingenieur-Kammern“ (dort als „Bauanwalts-Kammern“ bezeichnet), ist aber wohl zuerst in Schriften des „Verbandes deutscher Diplom-Ingenieure“ vor etwa 5 Jahren angeschnitten worden.²⁾

Während man in Deutschland noch über diese Fragen berät, ist man in Oesterreich auf dem hier vorgeschlagenen Weg bereits gesetzgeberisch vorgegangen. Am 2. Jan. 1913 ist dort ein Gesetz über die Bildung von Ingenieur-Kammern³⁾ erlassen worden, in denen die früheren sogen. „behördlich autorisierten Privat-Techniker“⁴⁾ zusammen gefaßt wurden, die nun die Standesbezeichnung „Zivilingenieure“ erhielten. Eine Verordnung des Ministers der öffentl. Arbeiten vom 7. Mai 1913⁵⁾ regelt die Rechte und Pflichten, sowie die Frage der Vorbildung dieser Zivilingenieure. Hierfür gilt als Grundsatz: abgeschlossene akademische Fachbildung mit Abschlußprüfung, längere praktische Betätigung und darauf Ablegung einer besonderen Prüfung auf volkswirtschaftlichem und verwaltungsrechtlichem Gebiet.

Man ist in Oesterreich jetzt aber noch einen Schritt weiter gegangen durch Gewährung eines gesetzlichen Schutzes der Standesbezeichnung „Ingenieur“ überhaupt, eine Frage, die schließlich nicht nur den im freien Berufsleben stehenden Ingenieur angeht, deren Regelung vielmehr das letzte Glied in der Kette von Bestrebungen bildet, einen in sich geschlossenen, auch nach außen anerkannten Ingenieur-Stand überhaupt zu schaffen.

Am 1. Mai d. J. ist in Oesterreich eine kaiserliche Verordnung in Kraft getreten, welche die Berechtigung zur Führung der Standesbezeichnung „Ingenieur“ in Zukunft ausschließlich Denjenigen vorbehält, die ihre Studien an einer Hochschule technischer Richtung (technische Hochschule, Bergakademie, Hochschule für Bodenkultur) ordnungsmäßig abgelegt und die

¹⁾ Vergl. Bericht über die Verhandlungen „Deutsche Bauztg.“ 1917 No. 30, Seite 150.

²⁾ Vergl. Heft 15, S. 263 „Gedanken über die Regelung des Zivilingenieur-Berufes“ von Dr. Alex Lang.

³⁾ Der Wortlaut des Gesetzes findet sich in der „Zeitschrift des österreich. Ing.- u. Arch.-Vereins“ Jahrgang 1913, S. 44.

⁴⁾ Diese Institution ist geschaffen durch Verordnung des Staatsministeriums vom 11. Dezember 1860 und des Ministeriums des Inneren vom 8. Nov. 1886.

⁵⁾ Der Wortlaut der Verordnung ist abgedruckt in der „Zeitschrift des österreich. Ing.- u. Arch.-Vereins“ Jahrgang 1913, S. 331.

Staatsprüfungen oder die Diplom-Prüfung gemacht oder das Doktorat an einer dieser Hochschulen erlangt haben (gleich gestellt sind Offiziere und Militärbeamte des Heeres und der Marine bestimmter technischer Vorbildung).

Uebergangs-Bestimmungen regeln u. a. die Frage der Berechtigung früherer Absolventen der Hochschulen technischer Richtung vor Einführung der jetzigen Prüfungs-Ordnung⁶⁾, desgleichen der Absolventen von Berufsschulen und gewisser höherer Gewerbeschulen⁷⁾. Letztere können unter bestimmten Voraussetzungen, aber nur noch für eine kurz bemessene Zeit zugelassen werden, ein Zugeständnis an die Absolventen dieser technischen Lehranstalten, hervorgegangen aus einem Kompromiß mit den Vertretungen der akademischen Ingenieure (hauptsächlich dem „Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein“), nachdem ein erster Gesetzentwurf, der 1901—1903 zur parlamentarischen Behandlung gelangt war, an dem Widerstand der Nichtakademiker gescheitert war. Die Verleihung des Dienstitels „Ingenieur“, sowie aller Dienstitel, in denen das Wort „Ingenieur“ in irgend einer Verbindung vorkommt (abgesehen von Dienststellen im Heer und der Marine), sowie die unbefugte Führung der Standesbezeichnung „Ingenieur“ werden unter Strafe gestellt (Geld- oder Gefängnisstrafe).

Ueberraschend für weitere Kreise der deutschen Fachgenossen ist nun kürzlich von der deutschen Gruppe des „Mittteleuropäischen Verbandes akademischer Ingenieur-Vereine“⁸⁾, dessen angegebene Ziel eine „Vereinheitlichung des technischen Rechtes der verbündeten Zentralstaaten“ Deutschland und Oesterreich ist, fußend auf dem österreichischen Gesetz von 1913 und sich in manchen Bestimmungen anlehnend an das deutsche Reichsgesetz betr. Patentanwälte vom 21. Mai 1900 und die deutsche Rechtsanwalts-Ordnung vom 1. Juli 1878 der Entwurf zu einem Reichsgesetz für die Bildung von „Ingenieur-Kammern“ mit Begründung⁹⁾ dem Bundesrat und dem Reichstag übersandt worden. Wie das österreichische Gesetz zielt der Entwurf ab auf die Heraushebung eines mit besonderen Vorrechten und Pflichten ausgestatteten Standes der „Zivilingenieure“ aus der Zahl der Personen, die sich jetzt für die Befriedigung des Bedürfnisses des bauenden und technische Beratung nachsuchenden Publikums anbieten. Diese auf eigene Rechnung als Beauftragte tätigen Zivilingenieure sollen in Ingenieur-Kammern zusammengefaßt werden.

Diese Kammern sind als unter Aufsicht des Reichsamtes des Inneren stehende Selbstverwaltungskörper gedacht zur Vertretung des Standes der Zivilingenieure, zur Förderung der Interessen und zur Wahrung der Standesehre dieses Berufskreises. Die Kammern umfassen sämtliche Zivilingenieure ihres Bezirkes und werden in Fachgruppen geteilt, von welchen vorläufig folgende in Aussicht genommen sind: Bauwesen (Hochbau, Tiefbau, Eisenbahnbau); Maschinenwesen einschl. Schiffbau, Schiffsmaschinenbau und Elektrotechnik; Hüttenwesen, Bergbau und Chemie. Sie haben schiedsrichterliche und ehrengerichtliche Befugnisse über ihre Mitglieder, sind in Fragen, welche die Standesinteressen der Zivilingenieure betreffen, von den Behörden zu hören und haben auf deren Ansuchen Gutachten über technische Fragen abzugeben, entsprechend den Handwerks-, Handels- und Aertzekammern usw.

Vorbedingung für die Führung der Standesbezeichnung „Zivilingenieur“ und die Zugehörigkeit zur Ingenieur-Kammer soll sein: abgeschlossene akademische Bildung, d. h. Erwerb des Grades eines „Diplom-Ingenieurs“ an einer deutschen Hochschule technischer Richtung, und Ablegung einer besonderen Zivilingenieur-Prüfung vor einem Prüfungs-Ausschuß, die sich auf Volkswirtschaftslehre, deutsches Verwaltungsrecht und in das Fachgebiet des Bewerbers einschlagende Gesetze und Verordnungen bezieht. Diese Prüfung entfällt für Bewerber, die bereits eine Reichs- oder Staatsprüfung über ihre praktische Ausbildung abgelegt haben.

Als Uebergangsbestimmung ist vorgesehen, daß der Nachweis des Diplom-Ingenieur-Grades für diejenigen entfallen soll, die bei Inkrafttreten des Gesetzes die Diplom-Prüfung einer Hochschule technischer Richtung oder die erste Staatsprüfung in dem betreffenden Fach bestanden haben (oder bei Chemikern, Elektrotechnikern den naturwissenschaftlichen Doktorgrad einer Universität erworben haben). Die besondere Zivilingenieur-Prüfung kommt in Wegfall für diejenigen, die bei Inkrafttreten des Gesetzes eine mindestens 10jährige Praxis seit Ablegung der vorher genannten akademischen oder staatlichen Prüfung hinter sich haben. Auf Antrag

innerhalb 2 Jahren nach Inkrafttreten des Gesetzes können ferner durch den Prüfungs-Ausschuß für Zivilingenieure auch solche Techniker in die Liste der letzteren eingetragen werden, die den Nachweis einer abgeschlossenen Hochschul-Bildung nicht erbringen können, wenn sie mindestens 20 Jahre in ihrem Fach für eigene Rechnung tätig gewesen sind und besondere Leistungen aufzuweisen haben. Bei Nachweis eines längeren Studiums an einer Hochschule technischer Richtung kann diese Frist entsprechend verkürzt werden.

Die Rechte und Pflichten der Zivilingenieure fassen sich in folgenden Ansprüchen zusammen: daß die ihnen von staatlichen und gemeindlichen Behörden, von Körperschaften und Einzelpersonen zur Erledigung übertragenen Geschäfte dieselbe Wirkung besitzen sollen, als wenn sie von Personen mit Beamten-Eigenschaft ausgeführt wären; daß sie zu technischen Handlungen mit besonderen rechtlichen Wirkungen befugt sein sollen (Gutachten, Anschläge, Schätzungen, Berechnungen, Entwurfsarbeiten, Leitung und Beaufsichtigung von Bauten und Betrieben, Prüfungen, Abnahmen usw.), soweit diese nicht Behörden und ihren Organen vorbehalten sind; daß in Bezug auf Zahl, Maß und Gewicht ihre Handlungen öffentlichen Glauben genießen sollen; daß sie andererseits ihre Berufstätigkeit im Rahmen ihrer Kenntnisse und Erfahrungen gewissenhaft ausüben und sich durch ihr Verhalten innerhalb und außerhalb ihres Berufes der Achtung würdig zeigen sollen, die dieser erfordert. Auf die Erfüllung dieser Pflichten hin sollen sie vereidigt werden.

Die Denkschrift verspricht sich von einer derartigen Regelung wesentliche Vorteile für alle in Betracht kommende Kreise: für das Publikum, weil ihm nun die Wahl eines entsprechend vorgebildeten, zuverlässigen Sachverständigen erleichtert werde; für die Vertreter der freien technischen Berufe mit entsprechendem wissenschaftlichen und praktischen Befähigungsnachweis, weil ihnen ein gewisser Schutz gegen unlauteren Wettbewerb geboten werde; für den Staat und sonstige Behörden, weil ihnen ein ausgewählter Stamm von Sachverständigen zur Verfügung gestellt werde, dem sie bestimmte Arbeiten mit derselben Wirkung übertragen könnten, als wenn sie von eigenen Beamten ausgeführt würden, während zugleich dadurch dem weiteren Anschwellen des Heeres der Beamten und Privat-Angestellten Einhalt geboten und dafür ein tüchtiger Stamm selbständiger Staatsbürger des gebildeten Mittelstandes geschaffen werde.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Gesetz-Entwurf für die Bildung von „Ingenieur-Kammern“, in denen hier- nach die im freien Berufsleben stehenden Architekten und Ingenieure, wenn auch in getrennten Abteilungen, zusammen gefaßt werden sollen, eine Hauptschwierigkeit, die sich bisher der Schaffung einer entsprechenden Standes-Organisation entgegen stellte — nämlich den Mangel eines scharf umrissenen, auch dem Laien erkennbaren Standesbegriffes —, in einfachster und radikalster Weise beseitigt durch die gesetzliche Vorschrift eines durchaus einheitlichen Bildungsganges. Wird aber durch die Schaffung eines bevorrechteten, mit staatlichen Befugnissen ausgestatteten einheitlichen Standes der „Zivilingenieure“, dem mit der Zeit alle Aufgaben von Bedeutung zufallen müßten, auch tatsächlich dem Interesse der Allgemeinheit am besten gedient und der Fortschritt von Technik und Baukunst im Besonderen gefördert? Schafft man durch eine solche Regelung mit eng gezogenen Grenzen nicht vielmehr für die freie Entwicklung auch neue Hindernisse, setzt man nicht auf einem so wichtigen Gebiet dem „Aufstieg der Tüchtigen“ neue Schranken und das gerade zu einer Zeit, wo es gilt, alle wertvollen Kräfte in vollstem Maße auszunutzen?

Es wird in der Begründung auf die Einrichtungen des verbündeten Staates Oesterreich verwiesen. Es muß auffallen, daß dabei aber nicht des Umstandes gedacht

⁶⁾ An den österreich. technischen Hochschulen im engeren Sinn sind Staatsprüfungen, deren Ablegung Vorbedingung ist für die Aufnahme in den öffentl. Baudienst, i. J. 1879 eingeführt.

⁷⁾ Die höheren Gewerbeschulen sind in den Jahren 1870—1880 in Oesterreich geschaffen worden mit dem Lehrziel der Befähigung zur selbständigen Führung technisch-gewerblicher Betriebe oder zum Beamten der Großindustrie. Die aus ihnen hervor gegangenen Techniker haben sich aber in noch höherem Maß dem Baufach zugewendet.

⁸⁾ Diesem Verband gehören bisher an: von österr. östlicher Seite der „Oesterr. Ing.- u. Arch.-Verein“ und die „Zentralvereinigung der Architekten der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder in Wien“, von deutscher Seite der „Verband Deutsch. Diplom-Ingenieure“, der auch die Geschäftsstelle der deutschen Gruppe bildet, der „Verband Deutscher Patentanwälte“, der „Verein Deutscher Masch.-Ingenieure“, der „Verband der höh. techn. Beamten der militärtechn. Institute“, der „Architekten-Verein zu Berlin“ und der „Verband der großherz. hess. akademischen Staatsbaubeamten“.

⁹⁾ Wortlaut des Entwurfes nebst Begründung sind abgedruckt in der „Wochenschrift des Arch.-Vereins zu Berlin“ 1917, No. 13, der „Zeitschrift des Verbandes Deutscher Dipl.-Ing.“ und in „Glaser's Annalen“

wird, daß, während Deutschland sich noch der Gewerbe-freiheit erfreut, wenn auch im Lauf der Jahre Manches davon abgebröckelt ist, Oesterreich den Befähigungs-Nachweis auch im Baugewerbe besitzt. Darf man aber behaupten, daß unter dem Schutz desselben sich dort Gewerbe und Industrie glänzender entwickelt hätten, als in Deutschland, ja, daß durch den Befähigungsnachweis auch nur dem Handwerk selbst tatsächlich genützt worden ist? Hat er sich nicht dort eher als eine Quelle von Behinderungen in der freien gewerblichen Entwicklung gezeigt? Die Schaffung eines scharf begrenzten, bevorrechteten — dort sogar noch unter die Disziplinar-Gewalt der politischen Behörden gestellten — Standes der „Zivil-Ingenieure“ ist in Oesterreich vielleicht die logische Fortentwicklung, aber ist eine Uebertragung dieser Einrichtungen auf unsere deutschen Verhältnisse wünschenswert und für sie passend?

Der Wunsch nach einer Vereinheitlichung des Rechtes darf, wenn diese Frage nicht durchaus bejaht werden kann, nicht maßgebend sein. Ein Aufgeben der Eigenart scheint uns auch keineswegs nötig für das angestrebte Zusammengehen mit den österreichischen Fachgenossen, ein Ziel, für das die „Deutsche Bauzeitung“ übrigens von alters her stets mit Wärme eingetreten ist.

In der Begründung wird ferner eine Parallele gezogen mit dem Stand der Rechtsanwälte und Patentanwälte, ein Vergleich, der schon früher zu dem Vorschlag der unseres Erachtens höchst unglücklich gewählten Berufsbezeichnung „Bauanwalt“, die jetzt fallen gelassen wird, geführt hat. Durch diese Bezeichnung werden das Wesen unseres Berufes, die Besonderheit, die ihn vor anderen auszeichnet, nicht getroffen, denn es ist nicht die alleinige oder Hauptaufgabe der Architekten und Ingenieure, Sachwalter, Vertreter der rechtlichen und wirtschaftlichen Forderungen ihres Auftraggebers zu sein, sondern für diesen selbstschöpferisch Werke zu schaffen. Diese schöpferische Kraft, die nicht nur der Baukünstler, sondern auch der schaffende Ingenieur besitzen muß, ist nicht an einen bestimmten Vorbildungsgang gebunden und kann, wo sie fehlt, auch nicht durch die vortrefflichste Vorbildung ersetzt werden. Die Uebertragung der Idee in die Wirklichkeit bedarf freilich einer entsprechenden fachlichen Vorbildung, und diese kann bei den hochgespannten Forderungen unserer Zeit im Allgemeinen gar nicht weitgehend genug sein. Wir sind auch überzeugt, daß die akademische Vorbildung für die Vertreter des Bau-faches, auch soweit sie im freien Berufsleben stehen, sofern sie sich den höchsten Aufgaben zuwenden wollen, ganz von selbst immer breiteren Boden gewinnen wird. Aber wir halten uns für verpflichtet, davon zu warnen, hier durch neue Vorrechte in der vorge-

schlagenen Weise unübersteigbare Schranken schaffen zu wollen. Wenn die technischen Hochschulen das Recht der akademischen Abgangsprüfung erstreben, die den Grad eines „Diplom-Ingenieurs“ bedingt, so geschah das doch in erster Linie, um sie zu freien Bildungsstätten des gesamten technischen und baukünstlerischen Berufes zu machen, während ihnen früher mit mehr oder weniger Recht vorgeworfen werden konnte, in erster Linie Züchtungsstätten für Staatsbaubeamte zu sein. Es war nicht das Ziel, einen neuen bevorrechteten Stand zu schaffen, das Berechtigungswesen in schärfster Form auch auf den freien Beruf im Bauwesen auszudehnen.

Wir befinden uns mit dieser Warnung vor der immer weiter um sich greifenden Ueberschätzung des Berechtigungswesens in guter Gesellschaft. Kein geringerer als Staatsrat v. Bach, dem gewiß nicht der Vorwurf der Unterschätzung wissenschaftlicher Bildung gemacht werden kann, hat bei der Feier seines 70. Geburtstages im Ingenieur-Verein in Stuttgart¹⁰⁾ vor der „einseitigen Einschätzung des Wertes abgelegter Prüfungen und in Verbindung damit dem Bestreben, sich durch Ablegung dieser Prüfungen ein gewisses Monopol zu verschaffen“, eindringlich gewarnt. Wir hoffen und glauben, daß noch Mancher aus dem Kreise der akademischen Techniker ebenso denkt. Dieser Kreis ist jedenfalls nicht im „Mittleuropäischen Verband akademischer Ingenieur-Vereine“ erschöpft, wie es nach der Denkschrift den Anschein haben könnte¹¹⁾, denn es fehlen in letzterem eine ganze Reihe führender Vereine, die zwar keine rein akademischen Vereine sind, aber unter ihren Mitgliedern Akademiker in großer Zahl besitzen.

Wir haben in der „Deutschen Bauzeitung“ bisher von der Bildung von Architekten-Kammern abgeraten. Wir glauben auch jetzt noch, daß die Hoffnungen, die sich an diese und ähnliche Ständevertretungen und an den Schutz der Ständesbezeichnung knüpfen, nicht in dem erwarteten Maß sich erfüllen werden. Wir sehen aber, daß das Streben nach solchen Vertretungen immer stärker geworden ist, weil man von ihnen namentlich eine Besserung der wirtschaftlichen Notlage erhofft, in der sich die im freien Berufsleben stehenden Architekten und wohl z. T. auch die Ingenieure schon vor dem Krieg befanden und nach demselben vielleicht in verstärktem Maß sehen werden. Die ganze Frage ist also in hohem Maß zu einer wirtschaftlichen geworden, wenn man sich z. T. auch scheut, das offen auszusprechen.

Daß ihre Lösung aber nicht zu einer schweren Schädigung der freien Entwicklung des Bauwesens wird, dazu sollten Alle mitwirken, denen eine solche am Herzen liegt. Der vorliegende Entwurf, der bereits dem Bundesrat und Reichstag vorliegt, mit dem Antrag in ähnlicher Weise gesetzgeberisch einzugreifen, der auch den technischen Hochschulen zugegangen ist mit der Aufforderung, für ihn einzutreten, trägt diese Gefahr unseres Erachtens in hohem Maße in sich. —

Fritz Eiselen.

Vermischtes.

Künstlerischer Beirat für die Gestaltung von Krieger-Gräbern und Krieger-Friedhöfen. In einem Erlaß an den preußischen Kriegs-Minister v. Stein vom 28. Febr. 1917 hat Kaiser Wilhelm die Anwendung vorbildlicher Formen für Grabzeichen und für Friedhof-Anlagen von Kriegern angeordnet. Krieger-Gräber und Soldaten-Friedhöfe sollen unter tunlichster Ablehnung an die Natur schlichte, soldatische Einfachheit zeigen; das von treuen Kameradenhänden Geschaffene soll möglichst erhalten bleiben. Auf einem Friedhof dürfen nur Grabzeichen für Alle aufgestellt werden und es ist bei den Anlagen jeder aufdringliche Prunk zu vermeiden. Die Errichtung großer Denkmal-Anlagen ist zu verschieben. Um diesen Grundsätzen Geltung zu verschaffen, wurde bestimmt, daß bei den Etappen-Inspektionen und bei den Generalgouvernements der besetzten Gebiete im Benehmen mit einer staatlichen Beratungsstelle ein ständiger Beirat von anerkannten, im Heeresdienst stehenden Künstlern zu berufen sei, der bei allen allgemeinen und bei wichtigeren Einzelfragen über die Gestaltung der Krieger-Gräber und Krieger-Friedhöfe zu Rate zu ziehen sei. In diesen Beirat sind auch Vertreter der Feldgeistlichkeit zu entsenden. —

Ueber neue Hafenanlagen von Konstantinopel enthielt das „B. T.“ die folgenden Mitteilungen: „Aller Voraussicht nach wird die Türkei nach Beendigung des Krieges ein weit regeres Handelsleben entfalten, als es früher der Fall war, und der Verkehr wird seinen Mittelpunkt in Konstantinopel finden. Um für den gesteigerten Schiffsverkehr gerüstet zu sein, hat die türkische Regierung beschlossen, die längst als zu eng befundenen Anlagen des Konstantinopeler Hafens neuzeitlich auszugestalten. Da es jedoch

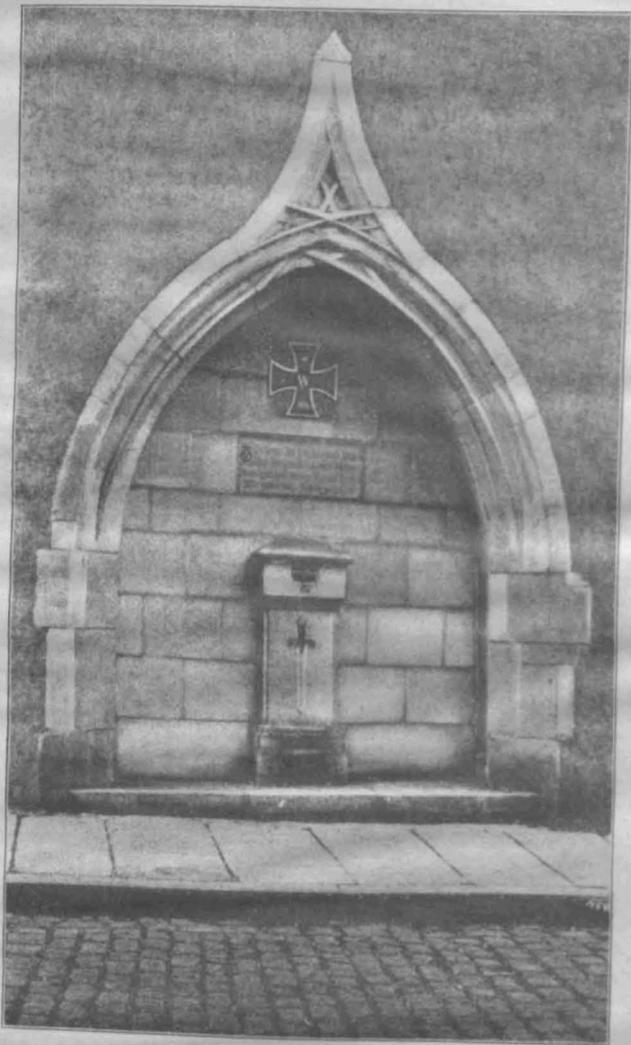
in der Umgebung des jetzigen Hafens, des „Goldenen Horns“, an Platz für Lagerräume, Schuppen, Kaianlagen usw. fehlt, und man, um genügend Raum zu gewinnen, ganze Stadtteile niederreißen müßte, hat die Regierung eine Kommission einberufen, um auf Grund eingehender Studien feststellen zu lassen, ob es vorteilhafter sei, den alten Hafen um- und auszubauen, oder eine ganz neue Hafenanlage an neuer Stelle zu errichten. Die Kommission hat sich nunmehr in der Mehrheit für eine Verlegung des Hafens entschieden und die südliche Küste Stambuls am Marmara-Meer zwischen Jedikule und Kumpaku in Vorschlag gebracht. Maßgebend für diesen Entschluß war auch der Umstand, daß der Zugang zum „Goldenen Horn“ durch zwei Schiffsbrücken gesperrt ist, die für größere Schiffe geöffnet werden müssen, wodurch der sich immer mehr steigernde Verkehr zwischen beiden Ufern eine Unterbrechung erleidet. An der neu gewählten Stelle ist dagegen Platz für etwa 3^{km} lange Kaianlagen, Krane, Lagerräume usw. in reichem Maß vorhanden. Mit dem Neubau des Hafens gedenkt die Regierung in nächster Zeit zu beginnen.“ —

Kriegs-Opferstock in Naumburg a. S. Unter den mancherlei Anregungen zu Gedächtniszeichen an den Weltkrieg verdient die hier vorgeführte des Stadtbaurates Schröter in Naumburg a. S. besondere Beachtung. Während des Krieges kam in Naumburg der Umbau eines alten städtischen Gebäudes zur Sparkasse durch Schröter zur Ausführung. An der Nordseite der Straßenwand mußte ein früher benutzter Eingang beseitigt werden. Das alte beachtenswerte Torgewände wurde erhalten und die Nische zur Aufstellung eines Kriegs-Opferstockes benutzt. An sich ist der Gedanke des Opfersteines nicht neu; es steht

auch in Naumburg a. S. ein solcher bereits in der Wenzels-Kirche, der schon vor 1870 aufgestellt sein soll; auch in Süddeutschland stehen mehrere derartige Opfersteine. Die Art, wie er hier angebracht wurde, ist aber besonders reizvoll. Das Gewände rahmt die mit Kalkstein verblendete tiefliegende Nische. Ihre Fugenteilung wirkt ruhig und flächig im Gegensatz zu den leichten, flüssigen Gliederungen des schön geschwungenen, gotischen Bogens. Inmitten dieser breiten Fläche wächst der ebenfalls aus Kalkstein ausgeführte Opferstock aus der Wand. Auf dem fein gegliederten Sockel steht der glatte Schaft mit der Schwert-Darstellung. Der auf dem Schaft sitzende Opferkasten zeigt klar seine Bestimmung. Eine leicht vertiefte Steinplatte über dem Opferstock trägt neben dem Stadtwappen die Inschrift:

„Bedenkt, Ihr lebt, weil viele starben,
Und Ihr genießt, wo viele darben,
Drum gebt, helft lindern Not und Qualen,
Wir haben ew'ge Schuld zu zahlen.“

Dieser Opferstock redet eine ergreifende Sprache. Im ersten Jahre seines Bestehens brachte er über 3000 M. ein, eine stattliche Summe im Verhältnis zu dem geringen Betrag von noch nicht 500 M., die er kostete.



Nicht große Mittel sind erforderlich, um würdige Gedenkzeichen an unsere eiserne Zeit zu errichten. Wohl aber können Art und Standort nicht sorgfältig genug bedacht werden. Das Dankzeichen muß von vornherein mit dem Ort und seiner Geschichte verwachsen.
Möge dieses schöne Beispiel anderen Gemeinden zur Anregung dienen.
Herbert Strumpf, Architekt.

Tote.

Architekt Adolf Nöcker †. In Köln a. Rh. verschied am 27. April im Alter von 60 Jahren der Architekt Adolf Nöcker, ein Fachgenosse, der sich namentlich auf dem Gebiet des katholischen Kirchenbaues erfolgreich betätigte. Von ihm stammen u. a. die St. Bonifazius-Kirche in Köln-Nippes; die St. Anna-Kirche in Köln-Ehrenfeld; die Kirche Maria-Hilf und die damit verbundene Anstalt in der Roland-Straße. Auch an Wiederherstellungs-Arbeiten von alten Bauwerken Kölns war er beteiligt, so am Turm der St. Martins-Kirche und am Turm der St. Severins-Kirche. —

Wettbewerbe.

Im Wettbewerb betr. Entwürfe für einen Heldenhain in der Wuhlheide bei Berlin, ausgeschrieben von der Kunstdeputation des Berliner Magistrates, liefen 39 Arbeiten ein, unter denen ein I. Preis nicht verteilt wurde. Drei II. Preise von je 3000 M. wurden zuerkannt den Entwürfen der Architekten Jos. Scherer in Berlin-Steglitz mit Karl Oettinger in Berlin-Lichterfelde; J. Bachmann in Berlin-Lichterfelde mit Bildhauer L. Isenbeck in Berlin-Friedenau; sowie Arnold Hartmann in Berlin-Grünwald. Zwei III. Preise von je 2000 M. fielen an die Architekten Jos. Tiedemann in Charlottenburg und Karl Pippert in Berlin. Für je 1000 M. wurden angekauft Entwürfe der Architekten Wilh. Koch in Berlin-Friedenau und Prof. Otto Kuhlmann in Charlottenburg. Öffentliche Ausstellung vom 7.-13. Mai einschließlich von 9 bis 2 Uhr, in der städtischen Baugewerkschule in der Kurfürsten-Straße 141 in Berlin. —

In einem Wettbewerb des Bauvereins zur Beschaffung preiswerter Wohnungen in Leipzig betreffend den Bauungsplan eines Geländes in Leipzig-Schönefeld, begrenzt von der Baunack-Straße, dem Kohlweg, der Heinrich Schmidt- und der Emil Schubert-Straße, liefen 25 Arbeiten ein, die von einem Preisgericht beurteilt wurden, dem angehörten, die Hrn. Geh. Brt. Bähr in Dresden, kais. Brt. Dybwad in Leipzig, Geh. Brt. Herrmann vom Reichsamt des Inneren, königl. Brt. Tschammer, sowie Geh. Brt. Wildfang, beide in Leipzig. Den I. Preis von 1200 M. erhielten die Architekten Reichel & Kühn in Leipzig; den II. Preis von 1000 M. gewann Arch. Georg Wünschmann in Leipzig; den III. Preis von 800 M. erlangten die Architekten G. Staufert und B. Thon in Leipzig-Gohlis. Zum Ankauf empfohlen wurde ein Entwurf des Arch. Albin Kurt Günther in Leipzig-Sellerhausen. Es handelte sich bei dem Wettbewerb um die Erstellung von Kleinwohnungen auf dem oben genannten Gelände, in dessen Mitte auf einem etwa 2000 qm großen Spielplatz die Errichtung eines Gebäudes für Kinderfürsorge geplant ist. —

Wettbewerb für eine Friedhofs-Anlage mit Krematorium in Magdeburg. Es wurden 99 Entwürfe rechtzeitig eingelangt. Das Preisgericht hat sich nach zweitägiger Sitzung dahin entschieden, von der Erteilung eines I. Preises Abstand zu nehmen, dafür von dem Recht einer anderweitigen Verteilung der Preise im Rahmen der bereit gestellten Mittel Gebrauch zu machen. Hiernach konnten zwei gleiche II. Preise zu je 4000 M. bewilligt werden: dem Entwurf „Elbaussichten“, Verf.: Friedrich Bauer, Gartenarchitekt, Kurt Schütz, Architekt und Walter Günther, Architekt, sämtlich zu Magdeburg; dem Entwurf „Friedensland“, Verf.: Prof. Reinhard und Süßenguth in Charlottenburg. Zwei III. Preise zu je 3000 M., anstatt 2000 M., wie ursprünglich vorgesehen, wurden verliehen dem Entwurf „Totenkult“, Verf.: Direktor der städtischen Kunstgewerbe- und Handwerkerschule W. Wagner in Berlin, sowie dem Entwurf „Totenglocke“, Verf. Arch. Willy Meyer in Dresden. Außerdem wurde in Anbetracht der außergewöhnlich reichhaltigen Besichtigung des Wettbewerbes mit zum Teil überaus umfangreichen Arbeiten empfohlen, statt den bisher nur zwei für den Ankauf zu je 750 M. vorgesehenen nicht preisgekrönten Entwürfen vier vorzuschlagen, nämlich: den Entwurf „In hoc signo“, Verf. A. W. Erkes, Gartenarchitekt und Ernst Tepfer, Architekt, beide in Düsseldorf; den Entwurf „Vitae somnium breve“, Verf.: Prof. Paul Meissner in Darmstadt, den Entwurf „Magdeburger Wappen“, Verf.: staatl. dipl. Gartenmeister Schmidt in Burg b. Magdeburg, Arch. Behrens und Neumark, Mitarbeiter Fässy in Bremen und endlich den Entwurf „Im Frieden Gottes“, Verf.: Paul Gorgass, Architekt in Magdeburg. Die Ausstellung der Entwürfe bis einschließlich 17. Mai Abends 6 Uhr findet in den Räumen des Neubaus der städtischen Schule in der Kaiser Friedrich-Straße statt. —

Chronik.

Neues Hospital in Pirna a. E. Am 25. März 1917 fand die Einweihung eines neuen Hospitalbes und dessen Kirche in Pirna statt. Das Bauwerk wurde nach den, in einem unter verschiedenen Dresdener Architekten veranstalteten Wettbewerb preisgekrönten Entwürfen der Architekten Gebrüder Kiebling in Dresden-Kötzschenbroda und unter deren Leitung errichtet. —

Inhalt: Standesvertretung der im freien Berufsleben stehenden Architekten und Ingenieure und Schutz ihrer Standesbezeichnung. — Vermischtes. — Tote. — Wettbewerbe. — Chronik. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



PANIEN. * SAN GREGORIO
 IN VALLADOLID. * EINZEL-
 HEIT DER LINKEN SEITE
 DES HAUPT-EINGANGS-
 PORTALES. * * * * *
 DEUTSCHE
 * * * BAUZEITUNG * * *
 51. JAHRGANG 1917. NO. 38.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. NO 38. BERLIN, DEN 12. MAI 1917.

Spanische Architekturstudien. I.

Von Geh. Baurat Prof. Dr. Albrecht Haupt in Hannover. (Schluß aus No. 36.) Hierzu die Abbildungen S. 188 und 189.

Solche Erwägungen waren notwendig, um spanische Sonderweise im Bauen zu erklären; noch kommt dazu die Eigentümlichkeit der Baustoffe. Ohne Zweifel ist zu westgotischer Zeit das altgermanische Holzhaus überall üblich gewesen. Die Spuren davon finden sich auf das deutlichste in den Formen der Reste der Steinbauten jener Zeiten, getreulich dem Holzbau nachgebildet und sichtlich aus ihm hervor gegangen oder durch die Übung des Holzschnitzens formal bestimmt. Im Norden finden wir noch heute Fachwerkbau genug; und der asturische „horreo“, das hölzerne Vorratshaus auf dem Lande, erweist sich als getreuer Verwandter des norwegischen Burs. Aber der Fortschritt der Zeiten, die Anforderungen des Klimas, die Häufigkeit der Brände und die fortschreitende Entwaldung drängten unwiderstehlich auf den Steinbau hin, der im Lande an Kalksteinen und Marmor, trefflichem Sandstein und vor allem an weichen Granitarten in Fülle und in herrlichster Beschaffenheit vorhanden ist. Steinquader in beliebiger Größe und Menge sind überall zur Hand. Ziegelbau scheinen nur die Mauren und ihre Nachfolger im Handwerk überall zerstreut gepflegt zu haben; davon Einiges in Zaragoza, Toledo, Andalusien. Der ganze Norden und Westen, insbesondere Galizien, Asturien und Kastilien, sind vom Granit bestimmt, der Eskorial ist sein Triumph.

Gerade dieses Gebiet nun enthält eine Fülle von reizvollen Besonderheiten. Die Schichtung der mächtigen Quadersteine, aus deren Vorsprüngen nachher die Bildhauerarbeiten herausgehauen worden, mit zarstem Gespinnt die glatten Flächen an wichtigen Stellen überrankend, mit zierlichsten Fensterumrahmungen sie durchbrechend, wirkt um so großartiger. Das tritt im frühen Mittelalter bereits hervor, vor allem in den gewaltigen Ueber-Rundbogen der Tore oder in ihren scheidrechten Ueberwölbungen; selbst in einander gehakte Wölbsteine, wie sie schon bei den Ostgoten am Theoderich-Grab, bei den Westgoten an der Brücke zu Pinos bei Granada so bezeichnend auftreten, finden wir an solchen Stellen. Auch die Mauren haben das nachgeahmt. Der freilich überzierliche und aus einem Orientalen, dem der endlose Zeitaufwand nichts bedeutet, mögliche Torsturz eines Hauses zu Cordoba im Mudéjar-Stile zeigt diese Einwirkung, wenn auch zu ganz anderer Wirkung gebracht (Abbildung 1, S. 174).

Das alte Spanien muß dergleichen in Fülle besessen haben; aber Vieles verschwand. Das ehrwürdige Oviedo in Asturien ist in später Renaissancezeit durch ungeheuren Brand fast vernichtet worden, nur das letzte Haus der vorhergegangenen Stadt noch ist ein Beispiel jener alten Bauweise, in der ein Wappen und Fenster oder Gitter die Mauerfläche durchbrechen, die den Eindringenden düster abweist (Abbildung 2, S. 174).

Mitten im Herzen der fast quadratischen Halbinsel auf der Hochfläche der Sierra de Guadarrama thront das uralte Avila, von mächtigen Granitmauern mit 86 dichtgestellten Rundtürmen eingeschlossen zwischen Granithöhen, ein Stück dieser Gebirgsnatur. Seine Kirchen sind trotzig und dunkel, seine Häuser meist turmartig oder kleine Kastelle. Und doch liegt über ihren aus riesigen Quadern und Bruchstein gehäuften Massen ein merkwürdiger Reiz; irgend ein Schmuckstück am Portal, Fenster,

ein reiches Wappen, ein zierlicher, vorspringender Gitterkorb, eine Umrahmung mildern und verschönen jene Strenge. Die breiten Haustore sind mit ungeheuren Steinklötzen überdeckt oder mit meterlangen Keilsteinen überwölbt; doch überall lädt ein bildhauerisches oder anderes Zierwerk zum Nähertreten oder ist eine Ecke zu einem Austritt durchbrochen, kurz, irgend ein Malerisches erfreut, ja entzückt. Ist die Stadt auch verarmt und vergessen, so predigen ihre Steine überall von starker Vergangenheit und stolzen alten Geschlechtern, die noch immer ihre Stirn hochtragen (Abbildung 3—8, S. 153, 155, 178 u. 179). Das Haus der Grafen von Polentino hat hinter seinen ersten Mauern mit schwerem Prachttor einen feinen zweigeschossigen Säulenhof.

Auch das gar zwischenvölkisch modern gewordene Madrid muß einst ähnlicher, freilich flüssiger und aufwendigerer Architekturen voll gewesen sein. Das — jetzt erst verschwundene — Hospital de la Latina besaß einen köstlichen Eingang mit breitem Steinbogen, darüber ein Fenster, das mit dem Portal in geknickter Umrahmung, den Wappen und den Figurenbaldachinen eine wundervolle Gruppe bildete (Abbildung 9, Seite 175). Der feine Turmpalast de los Lujanes gegenüber dem Stadthaus hat das schwere Steinwerk um das Portal durch geknickte Einrahmung auf Diensten und malerisch gestellte Wappen, den scheidrechten Bogen durch Kleeblattform gemildert (Abbildung 10, S. 179). In einem vergessenen Winkel der Altstadt dahinter hat sich noch das Tor mit Fenster darüber eines Kardinalpalastes aus Karls V. Zeit gerettet (Abbildung 11, S. 179). Leider ist das alte Madrid meist zugunsten der Nachahmung von Paris gefallen.

In den kleineren Städten im Lande prägt sich der wehrhaft-trotzige Zug stärker aus (Abbildung 12, S. 175); blühende Pflegstätten der Wissenschaft und Literatur wie über die Länder reichende Beziehungen aber haben auch dieser Kunstweise reichere feinste Reize abgewonnen, so vor allem ein künstlerisches Kleinod Spaniens, die altherühmte Universitätstadt Salamanca. Hier, begünstigt durch ein ausgezeichnetes Steinmaterial von vorzüglichster Bildsamkeit, hat die spanische späte Gotik und frühe Renaissance wirklich dem Auge herrliche Feste bereitet. Die Vornehmheiten der breitstirnigen Fronten wurden erst zu höchster Wirkung gehoben durch eine auf das Höchste gesteigerte Verfeinerung des schmückenden Ausputzes, der prächtigsten Wappen, reizender Ornamentstücke, zierlichsten Säulenwerkes, doch alles höchst sparsam verteilt.

Als edles Beispiel mag Abbildung 13, S. 188 die Gegenüberwirkung der großsteinigen vornehm abwehrenden Quaderfläche gegen die hoch über das Pflaster gehobene zarteste Architektur der Portalkrönung und der Fenster erläutern. Freilich muß die Vorstellung uns die neunsäulige bekrönende Bogenlaube ergänzen, die nur bis zur Brüstung ausgeführt ist.

Ein anderes — ein wahrhaftes Kleinod — ist das wundervolle Eckhaus neben dem Seminar: die berühmte Casa de las Conchas (Abb. 14—16, S. 177, 188 u. 189). Wieder ein reiner Quaderbau, aber in hoch gesetzten reichen Säulenfenstern durchbrochen; unten ein Prachtportal, darüber ein kleines durch Eisenkörbe vor den Fenstern gesichertes Zwischengeschoß. Hier sind nun die Quader-

flächen — Wahrzeichen des weit gereisten Palästina-Pilgers und Bauherrn — mit steinernen Pilgermuscheln übersät, was der Fläche einen ganz eigenen Reiz ins Zierliche verleiht. Der wunderschöne Hallenhof, die Prachttreppe, die Innenräume halten, was das Äußere verspricht. Die Formen sind hier aber auf denen der Spätgotik aufgebaut, mit einem zarten Renaissance-Einschlag von allerhöchster Verfeinerung und dabei völliger Ursprünglichkeit.

Diese Architekturen sind überall reine Gefühls-Archi-

tekturen, nicht planmäßig aufgebaut und nach der bekannten Regel gebildet, der die zeitgenössische Baukunst überall sonst unterliegt, nur in Deutschland nicht. Insofern ist sie auch dem allermodernsten Gefühl näher stehend, nirgends ein Vorbild, nirgends an der Vorschrift klebend, nur als Gesamtbild empfunden und aufgebaut; wahrhaft freie Kunst! Aber ich meine, an ihr möge man lernen, daß auch solche im besten Sinne schön sein kann, und auch im Sinne ererbten Schönheitsgefühles, nicht in stetem Kampf mit ihm. —

Helden-Ehrung und Helden-Haine im Urteil des Bayerischen Landes-Ausschusses für Naturpflege.

Gegenüber den zahlreichen Vorschlägen, die schon seit Beginn des großen Krieges über die Ehrungen der Opfer dieses Krieges aufgetaucht sind, hat das bayerische Staatsministerium des Inneren sich an den Landes-Ausschuß für Naturpflege gewandt und diesen zu einer Äußerung über die geeignete Form der Ehrung unter den verschiedenen Verhältnissen veranlaßt. Wir entnehmen dieser Äußerung, daß der Landes-Ausschuß es noch für verfrüht hält, schon jetzt Beschlüsse über Ehrungen zu fassen und daß — von Ausnahmen abgesehen — die einzelnen Orte sich noch nicht auf eine bestimmte Form des Denkzeichens festlegen sollten. Wir sind noch zu weit vom Frieden, wissen noch nicht, wie der Krieg endet, und wenn wir auch allen Grund haben, das Beste zu hoffen, so ist doch damit zu rechnen, daß auf Jahre hinaus eine sparsame Lebenshaltung unseres Volkes die Schaffung kostspieliger Denkmäler von selbst verbieten wird: wird doch die Fürsorge für die Hinterbliebenen alle Kraft und große Summen in Anspruch nehmen. Die hinterlassenen Witwen und Waisen unserer Tapferen nicht Not leiden zu lassen, sondern ihnen den verlorenen Gatten und Vater nach Möglichkeit zu ersetzen — das ist eigentlich das schönste Ehrenmal für die Toten!

Manche Gemeinde wird aber in der Lage sein, außer der Fürsorge für die Hinterlassenen den Toten auch ein würdiges Denkmal zu errichten; nur für solche Fälle sollen die Vorschläge dienen. Dabei möge betont werden, daß für jeden Ort die Form ausgesucht werden muß, welche für den Ort und für die Gegend paßt: nichts Fremdes, mit der Natur der Landschaft oder des Ortes nicht Uebereinstimmendes darf gewählt werden.

Es kann zunächst an Denkmäler von Stein oder Erz gedacht werden. Daß in dieser Hinsicht früher viel verfehlt worden ist, soll ohne weiteres ausgesprochen werden. Ein Kriegerdenkmal in einer großen Stadt, an beherr-

schender Stelle auf einem freien Platz, in einer Anlage, auf einem Bergrücken aufgestellt, muß ganz anders geartet sein, als ein solches in einem kleinen Ort, auf dem Dorfplatz, vor der Kirche, auf dem Friedhof. Die Figuren müssen in jedem Fall gut modelliert sein, sie dürfen nicht theatermäßig wirken; das gilt sowohl von eigentlichen Kriegerfiguren als von Frauengestalten, welche eine Idee versinnbildlichen sollen. Figuren stehen gewöhnlich auf einem Sockel und stellen Ansprüche an die Ausgestaltung des sie umgebenden Platzes; sie sind auch kostspielig. Weniger ist das ein Steinblock, Würfel- oder Spitzsäule, je nachdem mit kriegerischen Gegenständen, Helmen usw. in Erz geschmückt. Auch ein einfaches Kreuz oder Kruzifix ist ein schönes Denkzeichen. Sehr gut sind ferner Ehrentafeln an der Kirche, am Friedhof, an einem öffentlichen Gebäude; werden solche Gedenktafeln im Inneren dieser Baulichkeiten angebracht, so können sie auch von Holz sein und eine aufgemalte Inschrift tragen; bei einer Steintafel ist die Inschrift einzumeißeln oder in Erz einzulassen. Sehr zu empfehlen ist die Anlage eines Ehrenbuches, das im Rathaus, Pfarrhaus oder an sonst geeignetem Platz aufbewahrt die Namen aller Gefallenen, vielleicht unter Angabe des Lebenslaufes und der Art ihres Todes enthält, das weiterhin die Namen aller Kriegsteilnehmer des Ortes überhaupt enthalten kann, auch eine Geschichte des Ortes selbst während der Kriegszeit; Bilder der Teilnehmer können ebenso wie andere Kriegsbildungen beigegeben werden; ein derartiges Buch wird die Erinnerung für späte Zeiten viel lebendiger erhalten, als ein Denkmal von Stein oder Erz.

Bäume als Erinnerung neu zu pflanzen, einzeln oder in Anzahl — sogenannte Heldenhaine — möchten wir weniger empfehlen, da solche Neupflanzungen erst sehr spät, wenn die Teilnehmer des Krieges nicht mehr am Leben sind, zu ordentlicher Wirkung kommen; und das Erinnerungszeichen soll schon in der ersten Zeit nach dem Krieg wirken! Viel besser erscheint es, bestehende schöne Bäume im Orte oder in dessen Nähe zu erwerben

Spanien. (Schluß aus No. 36.) Hierzu eine Bildbeilage.



Was ist im Vergleich zu Madrid Toledo, das Rothenburg Spaniens! „Die Patina der Weltgeschichte hat die zerbrochenen Festungsmauern, die alten Stadttore, versteckten Kirchen und schweigenden Klosterbauten Toledos mit Runenstäben aus der Zeit geschmückt, die uns Königlicheres erzählen, als das Stuckbedürfnis der Residenzler an Bankhäusern und Hotels der Corte. Das Glänzende erfüllt nur den Augenblick, das Untergegangene verzaubert uns die ewige Spinnstube der Nornen.“ Was die Geschichte einmal geboren, sei unsterblich. Der Geisterschritt der Geschehnisse, die von der Geschichte auf diesem heißen Granitfels ausgebrütet wurden, schreite noch über Sierren und Kathredalen und Ayuntamientos und Diputados hinweg. Wenig Freude und viel Trauer hatte dieses Felsennest über die Erde gesandt. „Nicht blos der spanischen Religion, nicht blos der typischen Allherrschaft einer Theokratie, die doch keine ist, nicht blos dem endgültigen Gestalten und überseeischen Ausbreiten der spanischen Sprache, sondern auch den Zeitwenden der Germanen, der Mohammedaner, der Juden, des christlichen Lehrgebäudes, der morgen- und abendländischen Wissenschaften und der Künste des Orients und Okzidents sind auf diesem grauen Steinhauten die Weichen gestellt worden.“ Man könne, meint der Verfasser, Toledo nicht mit irgend einer deutschen Stadt vergleichen; doch nehme es sich unter den spanischen etwa so aus wie Rothenburg unter den deutschen. Doch sei letzteres als malarisches Gesamtbild schöner, während Toledo in seinen alten Bauten viel eindrucksvoller sei. Besser noch als mit Rothenburg lasse es sich mit Siena vergleichen. Die Puerta de Sol führt in eine Welt voll Wildheit und Blut und sinnelüsterer Pracht. Dem durch das Tor Schreitenden gehe der Halbmond auf, er stehe vor dem

Mohammedanismus. „Wie ein kalter Guß überschauert es uns. Denn unser germanisches Gewissen, erzogen an hellenischer Freiheit, römischer Strenge und der Menschenliebe des Evangeliums, aber angewidert von der politischen Sklaverei religiöser Ueberzeugungen, bäumt sich auf vor diesem Festungsturme, als dem ausgesuchtesten Zeugen einer Weltanschauung, deren Mission nicht das Wort und die Liebe, sondern stiftungsgemäß das Schwert gewesen ist. . . .“

Toledo gewöhnt uns daran, spanische Städte und spanische Menschen immer auch als Deszendenten des Islam zu sehen; fortan, seit dem Einbruch der Araber in Spanien, orientalische Bauten fast in allen Städten; in maurische Wasserleitungen, Schöpfträder, Ruinen altmaurische Wasserleitungen, Schöpfträder, Ruinen und Caserios in den Vegen, arabisch klingende geographische Namen, sinnlichere Verehrung der Frau bei Erniedrigung ihrer rechtlichen Stellung, auch engere Verquickung der Religion mit dem weltlichen Leben. So war der Einfluß Toledos in Spanien ungeheuer. „Königlich ist die Geschichte der Stadt, aber göttlich wird sie in der Einbildung der Toledaner. Wir sind im Mittelpunkt Spaniens, auf der Höhe der Superlative.“ Der Stadtplan, wie ein Maulwurfs- oder Dachsbau, zeigt auffallende Uebereinstimmung mit dem von Tanger. Wer wollte dem Verfasser folgen in seine reichen Einzel-Ausführungen über die merkwürdige Stadt, die eine Welt verkörpert des Quietismus in der Religion, der Vergangenheitsträume, der Beschaulichkeit bei selbstgütigem Vernachlässigen objektiver Nützlichkeitswerte. Die Stadt ist Spaniens Gottesacker.

Viel mehr noch ist das aber der Fall beim Eskorial, den Calderon einen „Sarg mit goldenem Deckel, ein Gewölbe nennt, in dem man die in Staub verwandelte Majestät hütet, ein Grab für Lebendige“. Der Verfasser hat ihn selbst nicht besucht, führt aber eine Reihe von Urteilen an, aus denen er für sich die Ansicht ableitet, diese Intuition Philipps II. bedeute künstlerisch weniger als nichts.

und als Denkmale und Ehrenzeichen zu erhalten, ein einfaches Kreuz oder ein Marterl unter dem Baum oder eine Tafel an demselben wird bei geeigneter Anbringung gut wirken: sie dürfen nur nicht aufdringlich, müssen gegenüber dem Baum die Nebensache sein. Ebenso sind schöne Baumgruppen geeignet, bei denen an passender Stelle ein Ehrenmal aufzustellen oder anzubringen wäre. Wählt man bestehende Bäume, so entgeht man auch der Gefahr, daß die neu gepflanzten nach einiger Zeit eingehen können; daß man ohnehin nicht jedem Gefallenen, wie vorgeschlagen wurde, einen eigenen Baum weihen darf und kann, ist selbstverständlich. Außerordentlich passend wäre auch inmitten einer solchen Baumgruppe oder an sonst geeigneter Stelle eine kleine Feldkapelle, dem Andenken der Gefallenen geweiht.

Gottesdienste, Weiheakte mit Reden, vielleicht Musik,

Rechtsfragen.

Kein Entschädigungs-Anspruch des Straßenanliegers bei vorübergehender Störung durch Straßenbauten. Nach den vom Reichsgericht über das Recht des Straßenanliegers aufgestellten Grundsätzen muß sich dieser vorübergehende und nur unwesentliche Störungen in seinem Straßen-Benutzungsrecht, wenn sie zur Förderung des Gemeinwohlens, namentlich aus Anlaß von Straßenbauten erfolgen, gefallen lassen, ohne dafür Entschädigung verlangen zu können. Nur bei dauernder wesentlicher Beeinträchtigung hat er einen Entschädigungsanspruch. Auch wenn für die Bauarbeiten mehrere Jahre nötig sind, kann eine derartige Verkehrs-Erschwerung noch nicht als dauernde, sondern nur als vorübergehende Störung aufgefaßt werden. In diesem Sinn hat das Reichsgericht kürzlich den folgenden interessanten Streitfall entschieden:

Zum Zweck des Baues der städt. Nord-Süd-Untergrundbahn in Berlin hat die Stadtgemeinde Berlin die Weidendammer Brücke abbrechen lassen und errichtet an dieser Stelle nach Einlegung des Tunnels eine neue Brücke. Für die Herstellung des Baues ist die auf die Brücke von Osten her zuführende Uferstraße, der Weidendamm, mit polizeilicher Genehmigung von der Bauleitung durch einen in der Stromrichtung verlaufenden Zaun zwischen der Friedrich-Straße und der Prinz Louis Ferdinand-Straße derartig verengt worden, daß sich auf der verbliebenen Fahrstraße Wagen nicht mehr ausweichen können. Die Klägerin, eine Hotel-Gesellschaft, fühlt sich als Eigentümerin eines am Weidendamm liegenden Hausgrundstückes durch die Änderungen der Straße beschwert. Sie hat gegen die Stadtgemeinde Berlin und gegen die G. m. b. H. für den Bau von Untergrundbahnen, die der Stadt gegenüber den Bau der Untergrundbahn übernommen hat, Klage auf Fest-

an einem bestimmten Tag alljährlich an dazu geeigneter Stelle würden ebenfalls dazu beitragen, die Erinnerung an den Krieg lebendig zu erhalten und in der Jugend das Streben zu erwecken, es den Vätern gleich zu tun.

Was die Inschrift der Denkmäler anlangt, so ist selbstverständlich die namentliche Aufzählung der Gefallenen dann zu vermeiden, wenn es sich um eine größere Anzahl handelt: für derartige Verzeichnisse ist das Ehrenbuch vorhanden! Sind es nur einzelne, so können die Namen angegeben werden, anderenfalls aber wäre eine Inschrift mit allgemeiner Widmung zu wählen, z. B. „Dem ehrenden Gedächtnis ihrer tapferen, im Weltkrieg 1914 . . . gefallenen Söhne gewidmet von der dankbaren Gemeinde N.“, oder ähnliche Fassungen, welche dem Empfinden des einzelnen Ortes ebenso zu überlassen sind, wie die Art und Weise des Denkmals selbst. —

stellung erhoben, daß beide Beklagte als Gesamtschuldner verpflichtet sind, der Klägerin den durch die Bauarbeiten entstandenen Schaden zu ersetzen. Landgericht und Kammergericht zu Berlin haben die Klage abgewiesen. Zu dem gleichen Ergebnis gelangte das Reichsgericht, indem es die von der Klägerin eingelegte Revision zurückwies. In seinen Entscheidungsgründen führt der höchste Gerichtshof aus: Das Recht des Straßenanliegers auf Benutzung der Straße beschränkt sich darauf, daß ihm durch nachträgliche Änderungen der Straße der Zugang zu dieser und der Verkehr mit dem sich anschließenden Straßennetz nicht dauernd wesentlich erschwert wird. Dieser Grundsatz ist durch ständige Rechtsprechung des Reichsgerichtes festgestellt. Hiernach muß sich der Anlieger alle vom Eigentümer der Straße zur Förderung des Gemeinwohlens, insbesondere zu Straßenzwecken vorgenommene Eingriffe in sein Straßen-Benutzungsrecht, wenn sie nur vorübergehend sind oder sich nur als unwesentliche Störungen darstellen, gefallen lassen, ohne daß ihm dafür ein Entschädigungsanspruch zuzubilligen wäre. Es ist anzuerkennen, daß jedenfalls die vollständige Verhinderung des Wagenverkehrs zu einem Grundstück, wie sie die Klägerin als Folge der Verengung der Straße infolge der Bauarbeiten behauptet, als ein wesentlicher Eingriff in das Anliegerrecht angesehen werden muß. Das Kammergericht stellt aber fest, daß alle durch die Änderung des Weidendammes bewirkten Erschwernisse des Verkehrs und sonstigen Störungen sich nur auf die Zeit bis zur Beendigung des Umbaus der Weidendammer-Brücke, also auf einen Zeitraum von höchstens drei Jahren, erstrecken würden, und es nimmt an, daß eine derartige Störung keine dauernde zu nennen sei. Den Begriff der „dauernden“ Erschwerung hat das Kammergericht nicht verkannt. Mit Recht hält es für die Frage, ob eine Erschwer-

Justi (Misc. II) führt aus, ein Wille, der von einer Zelle aus mit Feder und Gold Legionen von Geistern und Körpern in Bewegung setzte, eine Welt in einem Netz gefangen hielt, sei ohnmächtig gewesen, ein echtes Geniewerk ins Leben zu rufen . . . „Es kann einem zumute werden, als sähen wir dort Philipp, nichts als Philipp, als sei er der einzige Baumeister, Steinmetz, Maler dieser Bilder; als müsse er endlich selbst uns von Ferne entgegen kommen, wie wir ihn in dem Bilde der Bibliothek sehen, mit seinem hohen Hute, seinem blassen, verfallenen, schmerzdurchfurchten Gesicht, den Rosenkranz in der Hand.“ Diesen „fürchterlichen Rost Spaniens“ nennt Kuypers ein kaltes Dogma gegen die gotische Mystik, einen starren Großinquisitor gegen die eingedrungene Renaissance: „Keine rechte Kirche, kein rechtes Museum, keine rechte Residenz — ein politisches Kloster, in welchem die Museen Grimassen schneiden, die Heiligen nach den nächtlichen Träumen eines Despoten gemalt sind und Könige und Infanten erst nach ihrem Tode wohnen wollen.“

Kein größerer Gegensatz als zwischen dem Eskorial mit der Steinwildnis seiner Umgebung und Andalusien. „Eine ganz andere Welt steht vor mir. Wie ein Paradies sprechen uns diese mit Getreide und Hülsenfrüchten, Salaten bebauten Felder und die Oelbäume und Korkbäume an, die sich Reih an Reih bis über alle Höhen ausdehnen.“ Es ist maurisches Kulturland, das bereits in Toledo beginnt und in Cordoba seine bedeutendste Zwischenstufe gegen Süden besitzt. Hier traf den Islam das Unglück. Aber „wenn ein König, wenn ein Mensch nur an einer Stelle, nur in einem Augenblick groß war, so war er es für alle Zeiten . . . Nur zurückschauend, gänzlich ohne Gegenwartswirkung, und doch eine unvernichtet, stehen gebliebene Größe — das ist das einstige Mekka des Westens. Wo fast unverseht das Herz einer einst weltgebietenden Stadt, der gigantische Tempel, sich vergebens einer klein und friedlich gewordenen Ge-

meinde öffnet, indes dasselbe Blut noch kreist, die alten Ruhmesträume noch immer lebendig sind, wo vor dem Fremden ein unzerbrochener Rufer in der Weltgeschichte aufsteht — schweigend — leer — mit fremden Zügen — ohne daß ihm auch nur ein einziger Rhapsodenvers aus ihm nachklänge, da zieht es durch das Herz des Beschauers wie der schrecklichste aller Untergänge, unfruchtbar, öde und vergessen bei lebendigem Leibe.“ Das, was Roswitha von Gandersheim einst die „helle Zierde der Welt . . . strahlend im Vollbesitz aller Dinge“ nannte, ist heute kaum mehr ein Nachhall des großen Einst.

Die zunehmende Hitze zeitigt ihre besonderen Erscheinungen. Der Abstieg von dem hohen Tafelland Mittelspaniens in das heiße Tal des Guadalquivir bildet die steinerne Sommerlaube aller Häuser, den Patio, aus, der hier entscheidend in das Straßenbild tritt. Durch ein maurisches Gitter von zierlichster Form betritt der Besucher einen marmornen Vorraum (arabisch Ostuwan, spanisch Zaguan), und durch ein zweites Gitter, wohl auch einen Perlvorhang, das römische Atrium, den Patio (arabisch Saha). Mit Recht sagt der Verfasser, ein schöner Patio gehöre zu den wenigen Bildern Spaniens, die man als anmutig bezeichnen könne, denn hier sei zum ersten Mal Liebreiz mit Sauberkeit vereinigt: „Blumen, Strauchpalmen, Springbrunnen, zierliche Arkaden und eine „spanische“ Wand, aus welcher ein wohlbesuchter Fuß verräterisch hervorlugt: das Reich schön gekleideter Frauen und der Empfangsraum für Freunde . . . So geht es nun straßenlang. Durch vergoldetes Torwerk, marmorne Ostuwans, Schnürbogen und duftiges Gesträuch blickt man auf die Palmen und Araukarien, welche die niedere Abschlußwand des anstoßenden Gartens überragen. Nach den Nachtquartieren Toledos ein Nachhauch orientalischer Verfeinerung.“ Und im Mittelpunkt dieser Wohnstraßen steht der Kolossalbau, „um den sich das blutige Rad der Weltgeschichte gedreht hat“, die Moschee

(Fortsetzung Seite 190.)

nis als dauernde anzusehen sei, die Verkehrsauffassung für maßgebend. Es erwägt, daß die wirtschaftliche Bedeutung des Unternehmens der Anlegung einer Untergrundbahn und des dazu erforderlichen Brückenumbaus für die Stadt Berlin eine sehr große ist, derartige Bauanlagen in Berlin nichts Ungewöhnliches sind und daß eine mit solchen verbundene Verkehrs-Erschwerung dort als eine dauernde noch nicht empfunden wird. Ein Rechtsirrtum ist in dieser dem Kammergericht zustehenden Beurteilung

Vermischtes.

Förderung der ländlichen Bauweise in Belgien. Unter dem Namen „Commission nationale pour l'embellissement de la vie rurale“ hat sich eine Reihe von angesehenen belgischen Architekten zusammen getan, die mit Umsicht und Verständnis gegen die bedauerlichen Zustände in der ländlichen Baupflege vorgehen. Im vergangenen Sommer waren auf Ausstellungen in Löwen und in der Brüsseler Vorstadt Schaarbeek Proben ihrer Tätigkeit zu sehen.

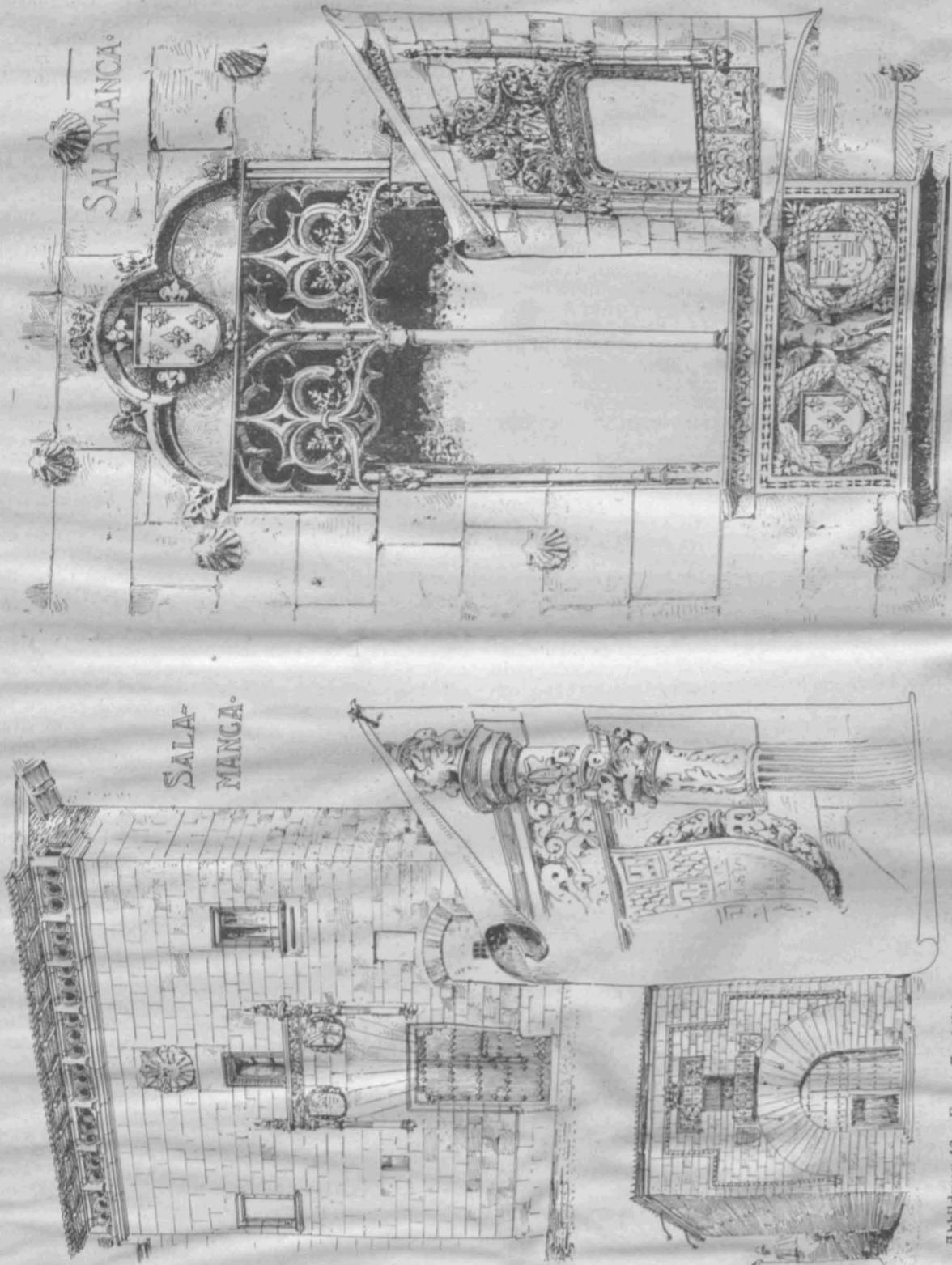


Abbildung 15. Fenster der Casa de las Conchas in Salamanca.

Spanische Architekturstudien, I.

Abbildung 13. Front-Ausbildung von Häusern in Salamanca.

der örtlichen Verkehrsauffassung nicht zuerkennen. Wäre die Meinung der Klägerin, derartige Bauanlagen brächten schon durch ihre Errichtung und während der Errichtungszeit eine zur Entschädigung verpflichtende dauernde Verkehrs-Erschwerung mit sich, zu teilen, so wäre damit die Herstellung solcher großzügiger Verkehrs-Unternehmungen, die bei dem Wachsen der Großstädte kaum zu entbehren sind, unmöglich gemacht oder doch in Frage gestellt. (Aktenzeichen: VII. 189/16. — 21. 11. 16.) — K. M.-L.

Diese betrifft einmal Aufgaben der Denkmalpflege, vor allem aber Maßnahmen, die eine bessere Gestaltung neuer ländlicher Bauten zum Ziel haben. In einer stattlichen Veröffentlichung, „Reconstruction rurale“ (Edité par O'Brien, Bruxelles 1916) werden Vorträge mitgeteilt, die verschiedene Architekten gelegentlich der Schaarbeeker Ausstellung gehalten haben. Darin wird unter Anderem die Frage, wie weit man sich bei Neubauten der örtlichen Ueberlieferung anschließen soll, in freikonservativem Sinn beant-

wortet: man habe sich an die Bauweise der Vergangenheit anzuschließen, ohne jedoch in ein ängstliches Nachahmen zu verfallen und auf Stilreinheit zu pochen. Aber nicht bloß vom architektonisch-ästhetischen Standpunkt aus wird an das Thema herangegangen, die neuzeitlichen Forderungen an Hygiene, insbesondere Heizung und Lüftung, werden in sachgemäßer Weise besprochen, ebenso wie die Bedingungen, die dem Baumeister aus der Einstellung moderner landwirtschaftlicher Maschinen usw. für die Raum-

Abteilung dieses Ausschusses soeben herausgegebenes prächtiges Tafelwerk „La Province de Luxembourg. Architecture et Décoration“ will durch Bekanntmachung vorbildlicher Denkmäler der Vergangenheit neue Entwürfe günstig beeinflussen.

Wenn dort, wo auf den Trümmerstätten des Krieges die Bauleute von neuem an die Arbeit gehen, nach den Grundsätzen dieser Vereine verfahren wird, dann kann man der Zuversicht des Architekten beipflichten, der

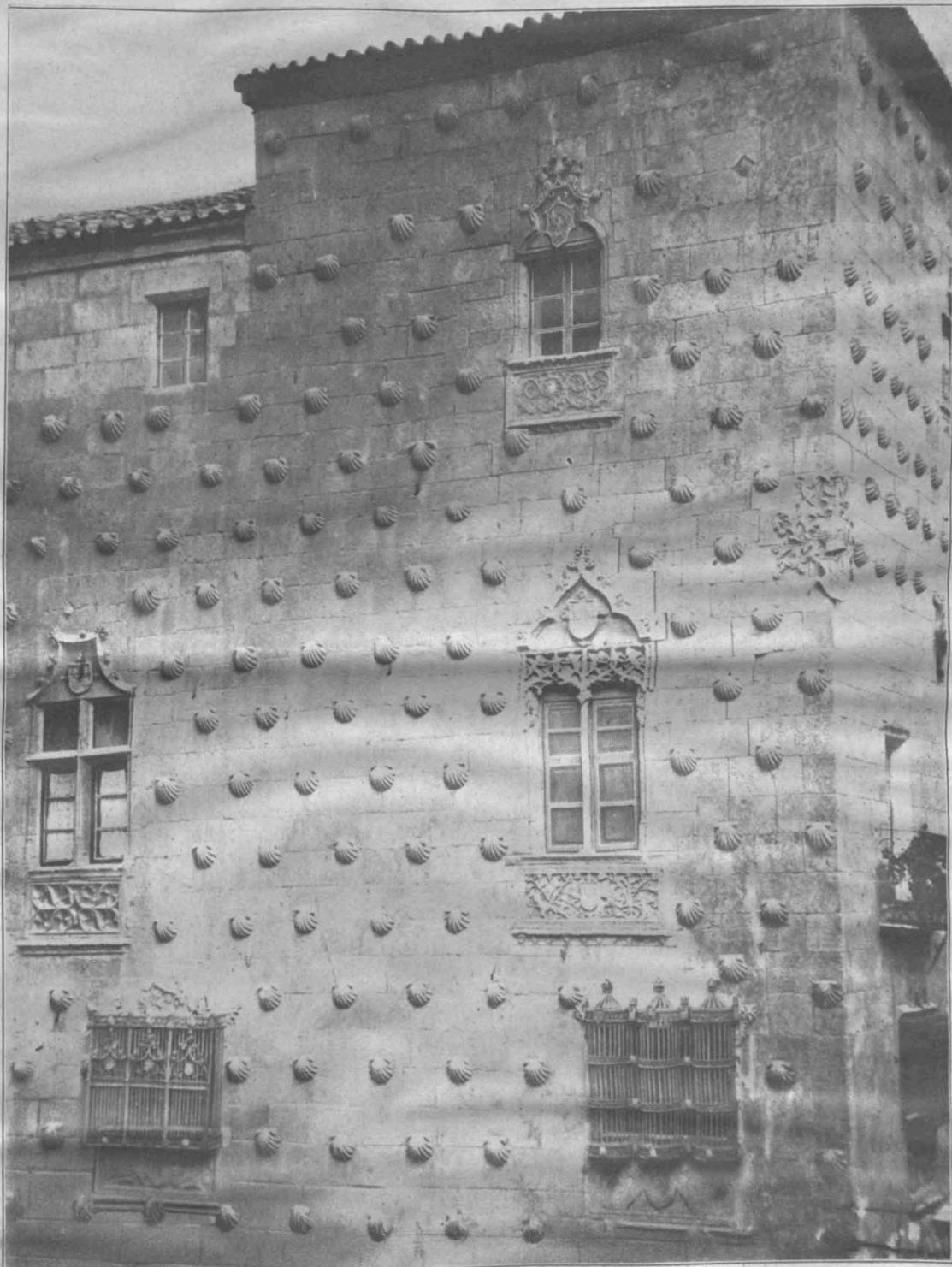


Abbildung 14. Salamanca. Casa de las Conchas. Spanische Architekturstudien. I.

gestaltung erwachsen. Auf über fünfzig Tafeln werden Musterbeispiele von Gehölzen des 17. und 18. Jahrh. vorgeführt, sodann Entwürfe zu Neubauten, die, mit wenigen Ausnahmen, die vernünftigen Grundsätze der Vereinigung zum Ausdruck bringen.

Eine Ausstellung, die kürzlich in Lüttich stattfand, verfolgte die gleichen Ziele. Auch der belgische Hilfs-Ausschuß (Comité de Secours et d'Alimentation) nimmt sich der Sache an. Ein von der Luxemburger Provinzial-

seinen Vortrag in Schaarbeck mit dem Satze schließt: „Nous ferons une Belgique plus belle, plus grande, plus large.“ Mit diesen Beiwörtern hat er aber doch wohl nur die Baukunst gemeint. —

Zur Frage des Stadtbaurates von Neukölln. Zu den betreffenden Ausführungen in No. 31 der „Deutschen Bauzeitung“ schreibt uns Hr. Stadtbaurat Zizler, es sei irrig, daß er von Fürth fortgehe, weil nach seinem Sieg über den Magistrat in dem in No. 29 berührten Stimmrechtsstreit

ein ersprießliches Weiterarbeiten nicht mehr voraus gesehen werden konnte. Im Gegenteil sei das Zusammenarbeiten mit den städtischen Kollegien ein selten schönes; der Stimmrechtsstreit sei von beiden Teilen nur als ein sachlicher Kampf um ein Prinzip aufgefaßt worden. Wenn er von Fürth scheide, so geschehe es, weil er glaube, daß die Stadt infolge der Nachwirkungen des Krieges die bisher lebhafteste Bautätigkeit wieder unterbrechen müsse und daher in den nächsten Jahren mit schönen und befriedigenden Bauaufgaben nicht gerechnet werden könne.

Bei dieser Gelegenheit sandte uns Hr. Zizler eine Reihe von Ausschnitten aus Fürther Zeitungen, die sämtlich seinen Fortgang beklagen und seinem Wirken wie dem Wesen seiner Persönlichkeit das schönste Zeugnis ausstellen. Wir freuen uns, das feststellen zu können, wenn dabei auch die Frage entstehen kann, warum es bei dieser allgemeinen und warmen Anerkennung nicht möglich war, Hr. Brt. Zizler der Stadt Fürth zu erhalten, die durch die kommende Entwicklung in Bayern wie nur die Großstädte in Bayern vor neue Aufgaben gestellt wird, während Neukölln eine Enklave ist, deren größere bauliche Aufgaben sich mit den Jahren erschöpfen werden, wenn nicht auch hier die Nachwirkungen des Krieges zunächst einen Aufschub dieser Ausführungen bedingen.

Hr. Zizler stand seit 1908 in den Diensten der Stadt Fürth; am 1. Juni 1911 wurde er Nachfolger des nach Augsburg berufenen Stadtbaurates Holzer. Von Zizler stammen in Fürth die Realschule mit Rektor-Wohnhaus, das Sanitäts-Kolonnen-Haus, die Krautheimer Krippe, das Verwaltungsgebäude für die städtischen Werke, der Umbau des Otto-Schulhauses, die Desinfektionsanstalt, das Wärterhaus der Kläranlage und die Milch-Zentrale. In seiner Tätigkeit behandelte er mit Sorgfalt auch die städtebaulichen Gesichtspunkte des Straßenbildes. Er schuf einen General-Bebauungsplan für die Stadt Fürth und leitete die Bebauung der Dambacher-Höhe und des Villen-Viertels Zeugen. Pläne schuf er für ein neues Schulhaus der Westvorstadt, für einen Tal-Uebergang zur Villen-Kolonie, für eine Umgestaltung und Vergrößerung des Rathauses, für ein Versicherungsamtsgebäude, für eine israelitische Waisenanstalt, für die Umgestaltung der Friedhof-

bauten usw. Man sieht, daß auch in Fürth noch bemerkenswerte Aufgaben bevorstanden, die einen von künstlerischer Tatkraft erfüllten Künstler wohl befriedigen könnten. In den Ausführungen des „Fürther Tagblatt“ vom 14. April 1917 findet sich folgender Satz: „Sein Verhältnis zur Presse war gut; bis vor einiger Zeit gab er den Zeitungen periodische Einblicke in seine Tätigkeit, was aufhörte mit dem Aufkommen der Pressebesprechungen, die, durch den neuen Amtsvorstand eingeführt, schließlich in einen Zustand der Zumutung verfielen.“ Der „neue Amtsvorstand!“ —

Leonardo da Vinci und die Technik. Daß Leonardo da Vinci in Vielem seiner Zeit weit voraus war, ist früh erkannt worden. Man weiß auch, welchen Wert er der Mathematik beimaß. Er schlug ihn so hoch an, daß er überhaupt wissenschaftliche Gewisheit nur insoweit sah, als sich Mathematik anwenden lasse. Er rühmte daher die Mechanik als das Paradies der mathematischen Wissenschaften, weil man durch sie zur Frucht der Mathematik gelange (Richter, II. 155). Es ist aber noch nie genügend hervorgehoben worden, daß Leonardo der Erste war, der die im Vergleich zu den anderen Wissenschaften überragende Bedeutung, den höchsten Wert der technischen Wissenschaft für das Menschenleben erkannte, sie überhaupt als Wissenschaft bezeichnete. Er sagt (Richter, II. 1154): „Angesehen dessen, daß nach ihren Gesetzen sämtliche beseelten lebendigen Wesen alle ihre Tätigkeiten vollziehen: die Wissenschaft der Werkzeuge und Maschinen (la scientia strumentale ove machinale) ist die edelste (nobilissima) und vor allen anderen nützlichste Wissenschaft.“ — „La scientia strumentale ove machinale“ ist aber nicht nur die Maschinentechnik, es darf darunter die Technik im Allgemeinen verstanden werden. Mit Leonardo's Ansicht vergleiche man den Standpunkt des neunzehnten Jahrhunderts! — Prof. Oelenhein z.

Wettbewerbe.

Ein Wettbewerb betr. Entwürfe für ein Opfertag-Plakat für den 5. August 1917 wird vom Orts-Sammel-Komitee vom Roten Kreuz München-Stadt im Auftrag des Baye-

oder Mezquita. So fremd schaut sie den Verfasser an. „In griechischen Tempeln, katholischen Domen, evangelischen Gotteshäusern, jüdischen Synagogen — überall findet man gleich den Anschluß an die religiöse Idee: freie Naturallergorie, mystische Gottesgegenwart, nacktes Bibelwort, gemeinsames Hoffen auf Verheißenes. Aber in der Mezquita ist schwer zu ersehen, auf welches religiöse Empfinden die Seele sich einstellen soll. Groß, groß wie Allah und sein Weltreich — phantastisch wie sein Prophet — bald fade, bald schwülstig wie der Koran — und stets dasselbe wiederholend wie seine Suren — dann wieder verschnörkelt wie eine Gottessprache. Aber kein Grundgedanke.“ Auch im Bauwerk selbst nicht, denn es sieht aus wie ein Mittelding aus einem antiken Tempel und einer romanischen Kirche. Der Verfasser empfand in dem Werk nicht einen Organismus, sondern nur Glieder und keinen Körper, Stämme und keinen Wald. Es ist die Kunst der asiatischen oder afrikanischen Nomaden. „Große Baumassen gegliedert aufzutürmen, mußten den wandernden Söhnen der Steppe schon als Aufgabe unbekannt sein; hingegen niedrige Breitbauten, offene Hallen, schattige Höfe, leichtes Material, Mangel an großen konstruktiven Problemen, wenig Außenschmuck, aber flatternde Arabesken und Moresken an den Innenwänden — das alles ist ein Anpassen an das von Erdbeben heimgesuchte Syrien und Arabien, ein Erinnern an die leichten Zelte in der Wüste mit kahlem Sonnenschirm, aber teppichbehangenem Inneren, ein Uebertragen der schmuck- und fensterlosen Wände, welche die sinnfrohe Vertraulichkeit des Harems verdecken mußten, auf die großen öffentlichen Bauten der neuen Heimat...“ Ist also die Moschee von Cordoba im Grunde ein großes Zeltlager ohne Organismus, so finden sich Anklänge daran auch im Alkazar zu Sevilla und in der Alhambra zu Granada insofern, als es sich hier gleichfalls nicht um einheitliche Großbauten, sondern um ein Aneinanderreihen von Palasträumen handelt. Die Mezquita ist die Vertreterin einer ersten Bauperiode, während Alkazar und Alhambra bereits einer weiter entwickelten Periode angehören, in der auch der Sinn für das Schmückende sich mehr betätigt. Zwischen die byzantinische Periode (8. bis 11. Jahrhundert) der Mezquita und der Periode der Alhambra legt sich die almohadische oder maurische des 12. und 13. Jahrhunderts, in der sich der spanische Moslem in kraftvolleren Bauefugen und Baulinien versucht, wie in der Giralda in Sevilla.

Sevilla! Nicht eine besonders schöne Stadt, aber der Liebling der spanischen Dichter; auch „Molière, Byron,

Lenau, Rossini, Mozart, Bizet haben in Sevilla ihre uralten spanischen Vollblüter gesucht, sie mit der Regie malerischen Volks umgeben und durch die Schönheit ihrer Dichtung und Musik auch Sevilla selbst in ein Traumgemälde verwandelt, und seit Murillo und Velasquez hat jeder Pinsel unter die Schönheit „Sevilla“ geschrieben. Und siehe: Laubwälder und Dattelpalmen wachsen am kahlen Guadalquivir, die Gassen werden breite Straßen, die weißgetünchten Häuschen verwandeln sich in Prachtgebäude, Señoras in gestickten Mantillen und Prinzessinnen im Glockenröckchen lustwandeln unter Palmen und Kastanienalleen; in der Vorstadt aber Schmuggler und Zigeuner, aus deren Gürtel das Stichblatt des Stiletts hervorblitzt“. Die Spur von Tausend und eine Nacht hat sich gefunden.

Sevilla enttäuscht in vieler Beziehung; seine neuen Straßen stehen hinter denen deutscher Großstädte weit zurück, in den alten aber wird der Maler nicht entfernt so viel Stimmungswinkeliges finden, wie in Alt-Hamburg oder Alt-Köln, Halberstadt, Goslar, ganz zu schweigen von Nürnberg, Rothenburg, Gent, Rouen, Edinburg oder Venedig. „Aber ein großer Teil der Stadt wird von langen weißlichen oder lebhaft gefärbten Sträßchen eingenommen, deren Durchblick etwas Heiteres und Freundliches hat, und auf welche das Morgenlicht und die Abendröte farbige Sonnenspiele werfen, sodaß man wohl allerlei Poesie hineinsehen kann... Dort liegen denn auch die Geheimnisse Sevillas: die alte Universität, die Klöster Santa Paula, Santa Clara, San Clemente, die Kirchen San Lorenzo, Omnium Sanctorum, San Esteban, Santa Ana (in Triana).“ In ihnen kann man noch den Zauber des Gottesdienstes, des Weihrauches und des Kerzengeflimmers sehen. Der Grundton Sevillas ist lebensfrohe Gegenwart, aus dem in einigen prächtigen Denkmälern eine Vergangenheit mittlerer Größe, eine maurische und eine christliche, hervorklingt. Die westgotische Zeit verrät sich in einigen ver wachsenen Resten von Säulen und Kapitellen, welche die Mauren ihren Bauten eingliederten. Aus der Zeit der Stadt als Hauptstadt des römischen Spanien stammen noch Reste der Stadtmauer, eine noch heute benutzte Wasserleitung, Grabsteine usw. Während in Cordoba auch heute noch ununterbrochen Nachklänge des Lobes Allahs ertönen, während es die „erhabene Mutter großer Geister“ war und Theologie und Philosophie ihm etwas Spekulative und Weltabgewandtes gaben, finden wir in Sevilla Herkules als Gründer und Venus als Schutzpatronin, dazu Tempel des Bacchus und des Mars. In Cordoba wird ge-

rischen Landeskomitees für freiwillige Krankenpflege im Kriege für die bayerischen Künstler erlassen. Es gelangen 3 Preise von 800, 500 und 300 M. zur Verteilung. Im Preisgericht, das bis spätestens 16. Juni 1917 seine Entscheidung zu fällen hat, u. a. die Hrn. Prof. Max Dasio, Prof. Jul. Diez, Prof. Hugo v. Habermann, Prof. Pet. Halm, Prof. Angelo Jank, Dir. Fr. Aug. v. Kaulbach, Prof. Karl Marr und Prof. Franz von Stuck, sämtlich in München. Frist 31. Mai 1917; Einlieferungsort Münchener Künstlerhaus, Lenbach-Platz 8. —

Chronik.

Für die Wiederherstellung der St. Lorenz-Kirche in Nürnberg sind bisher über 1 Million M. verausgabt worden und zur Vollendung der im Gange befindlichen Arbeiten ist etwa noch die gleiche Summe nach Mitteilungen erforderlich, die kürzlich bei Beratungen der Verwaltung des Kirchenvermögens gemacht worden sind. —

Der Bau der neuen festen Straßenbrücke über den Rhein bei Wesel, der kurz vor Kriegsausbruch in Angriff genommen worden ist, geht nach Mitteilungen der Tagespresse seiner Vollendung entgegen. Der Bau, der die frühere Schiffbrücke ersetzt, ist das Werk eines besonderen „Zweckverbandes zum Bau der Rheinbrücke Wesel-Büderich“, begründet von der Stadt Wesel in Gemeinschaft mit den Landkreisen Moers und Rees. Die Gesamtkosten betragen 3,3 Mill. M., zu denen die am Bau einer festen Brücke mit Rücksicht auf die Schifffahrt ja in hohem Maße beteiligte Rheinstrom-Bauverwaltung einen Betrag von 1,95 Mill. M. beigesteuert hat. Die Brücke besitzt bei 6 Öffnungen für die Ueberspannung des Stromes und des Vorgeländes 510 m Länge und hat 13,3 m Gesamtbreite zwischen den Geländern, von denen 7,5 m auf die Fahrbahn entfallen. Das Gewicht der eisernen Ueberbauten beträgt 4700 t. Der Schluß des letzten Hauptträgers erfolgte im Spätherbst 1916. —

Literatur.

Wirtschaftlichkeit technischer Entwürfe von Dr.-Ing. R. Weyrauch. Verlag von Konrad Wittwer, Stuttgart 1916. Preis geb. 5,20 M.

Der Verfasser, der auf dem Gebiet des Wasserbaues schon mit verschiedenen wertvollen Veröffentlichungen hervorgetreten ist, zeigt in dem vorliegenden Buch, wie man die Wirtschaftlichkeit technischer Entwürfe berechnet. Er führt im Ganzen 29 Beispiele durch, die haupt-

sächlich auf dem Gebiet des Wasserbaues liegen, aber auch teilweise dem Hochbau, dem Maschinenbau entnommen sind. Die Entwicklung der allgemeinen Formel für Wirtschaftsberechnungen, seine einleitenden Bemerkungen über die Zusammensetzung der Jahreskosten sowie über den Geldwert technischer Anlagen in den beiden ersten Abschnitten seines Buches haben indessen ganz allgemeinen Wert und geben eine Menge praktischer Hinweise, durch die das Buch für den, der sich erst einmal ernstlich mit ihm befaßt hat, zu einem unentbehrlichen ständigen Ratgeber werden wird. Kann man dem Verfasser doch nur beistimmen, wenn er sagt, daß „die Benutzung wirtschaftlicher Rechnungsverfahren die Zuverlässigkeit technischer Entwürfe bei verhältnismäßig geringem Arbeitsaufwand nicht unwesentlich erhöht. Denn wenn sie auch naturgemäß nicht alle denkbaren Gesichtspunkte umfassen können, so geben sie doch Werte, deren Tragweite und Bedeutung durch die gemachten Rechnungsannahmen fest umschrieben sind. Das aber ist bei Entwürfen und Gutachten fast immer wertvoller, als die gewandtesten Abschätzungen.“

Der immer schärfer werdende Wettbewerb Aller gegen Alle fordert auch bei der einfachsten technischen Maßnahme die volle Beachtung der wirtschaftlichen Gesichtspunkte. Die Benutzung des Buches kann deshalb nur empfohlen werden. —

Wst.

Literatur-Verzeichnis.

- Köhne, A., Gen.-Dir. Die deutschen Knappschafts-Vereine, ihre Einrichtung und ihre Bedeutung. — Beiträge zur staats- und rechtswissenschaftlichen Fortbildung. Heft 12. Hannover 1915. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Pr 2 M. —
- Körner, Edmund, Prof. Die neue Synagoge in Essen a. d. Ruhr. Mit Text von Dr. Richard Klapheck. — 13. Sonderheft der „Architektur d. XX. Jahrhunderts“. Berlin W. 8. 1915. Ernst Wasmuth. —
- Der Landsturm. Die für ausgebildete und unausgebildete Landsturmpflichtige geltenden Bestimmungen der Deutschen Wehrordnung vom 22. Nov. 1888 in der jetzt gültigen Fassung nebst den Vorschriften über das Zurückstellungsverfahren und das Unabkömmlichkeitsverfahren. 4. vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin O. 17. 1915. Max Galle. Preis mit Porto 65 Pfg. —

träumt, in Sevilla gelebt. „Toledo ist eine Tragödie — Cordoba eine Elegie — Sevilla eine Ballade und ein Satyrspiel.“ In Sevilla erhielt Cervantes die ersten Offenbarungen zum Don Quijote, dem Helden von La Mancha.

Sevilla hat zwei Bauwerke, die das Urteil über die maurische Baukunst ergänzen: den Alkazar und das „Haus des Pilatus“. Der ursprüngliche Alkazar ist zum größten Teil nicht mehr vorhanden. Dieser Alkazar, die Moschee in Cordoba und die Alhambra in Granada zeigen die höchste Entwicklung aller arabischen Bauten; die spanischen Mauren verkörpern die höchste Kulturstufe des geschichtlichen Islam. Da den Mauren die Fähigkeit fehlte, Großtragendes zu entwerfen, so kamen die Erbauer der maurischen Schlösser nicht weit über ein Zusammenreihen von Festsäulen, Gemächern, Wandelgängen, Höfen, Bädern, Gebetshallen hinaus, die den großen Alkazar in eine Gruppe von Kleinbauten auflösen. Gerade hier aber konnte die arabische Schmuckkunst schwelgen. Aber weltbewegend wie die Geschichte der Mezquita und der Alhambra ist die des Alkazar nicht; nicht ein Haus für Gebete, sondern für Empfänge, Feste, Liebesfreuden und geistreiche Zirkel sollte der Alkazar sein. „Von Heinzelmännchen gemacht für Märchenerzähler; Fleiß, Geschmack, enorme Technik, aber keine großen Probleme, keine Kraft, kein Ringen mit den letzten Fragen.“ Poesie und Architektur waren bei den Mauren verschwistert. Die Leidenschaft für Versmaß und Reim hat sich auch der Steine bemächtigt. In Cordoba die Ueberweltlichkeit Allahs, in Sevilla die Sinnenfreude der Kalifen. Nicht wie in den Kathedralen im Gesamtbild, in Teileindrücken beruht die Schönheit der maurischen Bauten.

Aber was will Sevilla neben Granada? „Sevilla ist eine laute Kokotte, Granada ein stilles Dornröschen. Sevilla trägt Tünche, Granada ist eine ungeschminkte andalusische Schönheit. Sevilla ist eine Episode Spaniens, Granada eine Entscheidung im Leben dreier Erdteile.“ Die „Königin der taubenetzten Rosen“ liegt vor dem Schneegebirge der Sierra Nevada. Die Landschaft ist afrikanisch: „derselbe herbe Grundcharakter wie in den Steinwüsten Aragoniens und den Heiden Kastiliens. Dunkle Berge und grauer Steppenboden. Indessen sie haben sich Aloen und Kakteen, Feigen und Zypressen an den dürren Busen gesteckt. Die magische Fackel der Sierra rötet ihre Wangen. Flötentöne quellen aus ihrem heißen Herzen! . . .“ Inmitten eines hochstämmigen Ulmenwaldes liegt die Alhambra. Wie deutsche Berg-

friede steigen ihre Türme empor, zwei Weltteile, zwei Rassen, zwei Weltanschauungen haben hier zum letzten Mal die Waffen gekreuzt: Europa und Afrika, die Indogermanen und die Semiten, Christus und Mohammed. Palatin, Akropolis, Alhambra: Politik, Geisteskultur, Religion sind die drei großen Weltgestalter. Die Alhambra ist nach dem Äußeren die rote Festung; Zyklopenhände haben die Außenmauern aufgetürmt, aber das Innere ist hineingezaubert von lieblichen Feen. Karl V. baute seinen Renaissance-Palast an die Burg, um „die Araber den Ruhm ihres Namens vergessen zu machen“; er soll diesem Ziel den ganzen Südflügel geopfert haben. „Eine Stilgattung im Ganzen und vielerlei Stilarten im Einzelnen, das ist das baukünstlerische Geheimnis der Alhambra. Nicht ein Akkord, sondern eine Symphonie. Noch ein größerer Wechsel der Leit motive und ein noch reicheres Auslaufen ihrer Melodien als im Alkazar zu Sevilla. . . Im Äußeren bloß die turmbewehrte Rote Feste, im Inneren Brautschleier, Priesterkleid, Königsmantel — ein Baugewebe mit jener eigentümlichen Mischung von Weltlichem und Religiösem, die dem ganzen Mohammedanismus eigen ist. . . Während aber in den spanischen Kathedralen die sinnlich mystische Eingebung ruhig, gedankengroß, voll wie das Geräusch der Orgel ist, das sie durchbebt — ist sie in der Alhambra zitternd, verzweigt, spielend wie die schwirrenden Saiten von Mandolinen und Gitarren.“ Im Vergleich mit den anderen Monumentalwerken der ewigen Kulturen aller Zeiten ist der Parthenon für den Verfasser zwar eine Ruine, dessen Seele aber lebe und unsterblich weiter wirke. Die Kaiser-Paläste des Palatin seien nur noch Stümpfe, doch sei von ihren Bewohnern bis heute die Welt umgestaltet worden. Die Alhambra stehe zwar in ihrer ganzen märchenhaften Pracht da, aber Bildung und Leben Europas wogten an dieser Sonnenburg vorbei, kaum daß auch nur ihr Schatten über die Berge Andalusens hinausgefallen wäre: „eine unfruchtbare Schöne, trauert sie einsam am Rande der zivilisierten Welt“. Dennoch spricht es der Verfasser unumwunden aus, daß es angesichts dieses Juwels auch der geschworenste Christ bejammern müsse, daß die letzte Triebkraft dieses Kulturzweiges von jenem Kreuz auf dem Wachturm Alkazabas für immer erdrückt wurde, um ihr dazu noch den Weg durch ein Mittelalter zu verlegen, dessen Ende noch gar nicht abzusehen sei. Gerade der Blick von dieser maurischen Akropolis auf das jetzige Spanien hinderte den Verfasser daran, der Frage auszuweichen, ob der

Mechanik. Ein Lehrbuch für höhere Gewerbeschulen und verwandte Lehranstalten. Herausgegeben in 4 Teilen von Reg.-Rat J. Jedlička, k. k. Staatsgewerbeschuldir. IV. Teil. 2. Buch: Mechanik der Gase und Dämpfe (Wärmemechanik). Von Brt. Prof. Josef Micheu. Mit 117 Fig. im Text und 1 Taf. Mit Erlaß des Min. für öffentl. Arb. vom 23. Juli 1914 zum Unterrichtsgebrauche zugelassen. Wien 1914. Pr. 6 M.

Mechanik von Keck-Hotopp. Vorträge über Mechanik als Grundlage für das Bau- und Maschinenwesen. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Wilh. Keck. III. Teil: Allgemeine Mechanik. 2. Aufl., bearbeitet von Geh. Brt. Prof. Dr.-Ing. Ludwig Hotopp. Mit 235 Holzschnitten. Hannover 1915. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Pr. 11 M., geb. 12 M.

Münchener städtische Baukunst aus den letzten Jahrzehnten. Mit Benutzung der Bildersammlung des Stadtbauamtes. Lieferungen 10, 11 und 12: Brückenbauten. Lieferung 13: Bürgerheim und St. Martinsspital. München 1915. Georg D. W. Callwey.

Ostpreußen und sein Wiederaufbau. Studien zur Frage des Wiederaufbaues zerstörter Ortschaften. — Unter Mitwirkung von Dr.-Ing. W. Lindner, Arch. E. Maul und Prof. Robert Mielke. Herausgegeben vom Verein „Heimatschutz in Brandenburg“. Mit 42 Abbildungen. Charlottenburg 1915. Robert Kiepert. Pr. 1,75 M.

Parst, Julius, Staatsanwalt. Gesetzliche Kriegsfürsorge. Invaliden- und Hinterbliebenen-Fürsorge. Nürnberg-Fürth 1915. F. Wilmy Buchhandlung. Pr. 50 Pf.

Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. Herausgegeben von Geh. Justizrat, Prof. Dr. Zorn und Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo. Band XIII, Heft 3: Ueber Bauerlaubnis und Baubedingung im preussischen Verwaltungsrecht. Von Reg.-Ass. Dr. H. Rudorff. Tübingen 1915. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Pr. 2 M. in der Subskription 1,60 M.

Stahl, Fritz. Deutsche Form. Die Eigenwerdung der deutschen Modeindustrie eine nationale und wirtschaftliche Notwendigkeit. — Flugschrift des Deutschen Werkbundes. Berlin W. 8. 1915. Ernst Wasmuth A. G. Pr. 1 M.

Taschen-Atlas aller Kriegsschauplätze im Westen, Osten, Balkan, Italien, Orient; enthaltend 24 Uebersichts- und Sonderkarten. Ausgabe März 20. Auflage. Berlin SW. 14. L. Schwarz & Co. Pr. 25 Pf., von 10 Stück an 15 Pf.

Teubner's Leitfäden für den mathematischen und technischen Hochschul-Unterricht. Darstellende Geometrie von Prof. Dr. Marcel Großmann. Mit 109 Fig. im Text. Leipzig 1915. B. G. Teubner. Pr. geb. 2,80 M.

Dr. Straus, Walter. Ist für einen Fabrikbetrieb der Anschluß an ein Elektrizitätswerk oder eine eigene Kraftanlage vorzuziehen? Sonderdruck aus der Elektrotechnischen Zeitschrift 1914. Heft 21 und 22. Berlin W. 9. 1914. Julius Springer. Pr. 50 Pf.

Thiem, A. Die Hydrologie in der südlichen Umgebung Münchens. Mit 4 Abbildgn. Sonderdruck aus der internationalen Zeitschrift für Wasserversorgung. 1. Jahrg. Heft 12, 13 und 14.

Trescher, A., Oberlehrer und Ing. C. Otto, Gewerbliches Rechnen. Ausgabe C. Heft 1. — Rechnen für Metallarbeiter, Heft 2: Die Kalkulation. Ausgabe für Bau-, Maschinen- und Kunstschlosser, Schmiede und Gasinstallateure. — Ausgabe B: Für Klempner und Installateure. — Preis des Heftes 1,50 M.

Dasselbe. Unterlagen für den technologischen Unterricht. A. Die Gewinnung der Metalle. Für die Hand des Schülers bearbeitet. Inhalt: 1. Eisen- und Stahlgewinnung mit Erläuterungsskizzen. 2. Der Stammbaum der technisch-verwendbaren Eisensorten. 3. Die technisch wichtigsten Legierungen. 4. Härteregeln für Werkzeuge. Pr. 40 Pf. — Rechnen für Metallarbeiter. B. Die Bearbeitung und Verwendung der Metalle. Inhalt: 1. Bearbeitung der Metalle zufolge ihrer Dehnbarkeit. 2. Desgl. zufolge ihrer Schmelzbarkeit. 3. Desgl. zufolge ihrer Teilbarkeit. 4. Arten und Verwendung der Metalle auf Grund ihrer Eigenschaften. Pr. 60 Pf. Leipzig 1914 und 1915. Julius Klinkhardt.

Weyl's Handbuch der Hygiene. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Fraenken. 2. Aufl. IV. Band. Bau- und Wohnungshygiene. Bearbeitet von M. Berlowitz, W. Bertelsmann, J. Brix, G. Gretzschel, M. Hottinger, F. Hueppe, K. Kuhlmann, A. Rath, H. Reichenbach, J. Stubben, Th. Weyl. — 5. Abt.: Das Wohnungswesen. Bearbeitet von Landes-Wohnungsinsp. Gust. Gretzschel. Mit 9 Abbildungen im Text. Leipzig 1914. Joh. Ambrosius Barth. Subskriptionspreis 16,20 M. Einzelpreis 20,25 M. Geb. 22 M.

Inhalt: Spanische Architekturstudien. I. (Schluß). — Helden-Ehrung und Helden-Haine im Urteil des Bayerischen Landes-Ausschusses für Naturpflege. — Spanien. (Schluß). — Rechtsfragen. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik. — Literatur. — Literatur-Verzeichnis.

Bildbeilage: Spanien. San Gregorio in Valladolid.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.

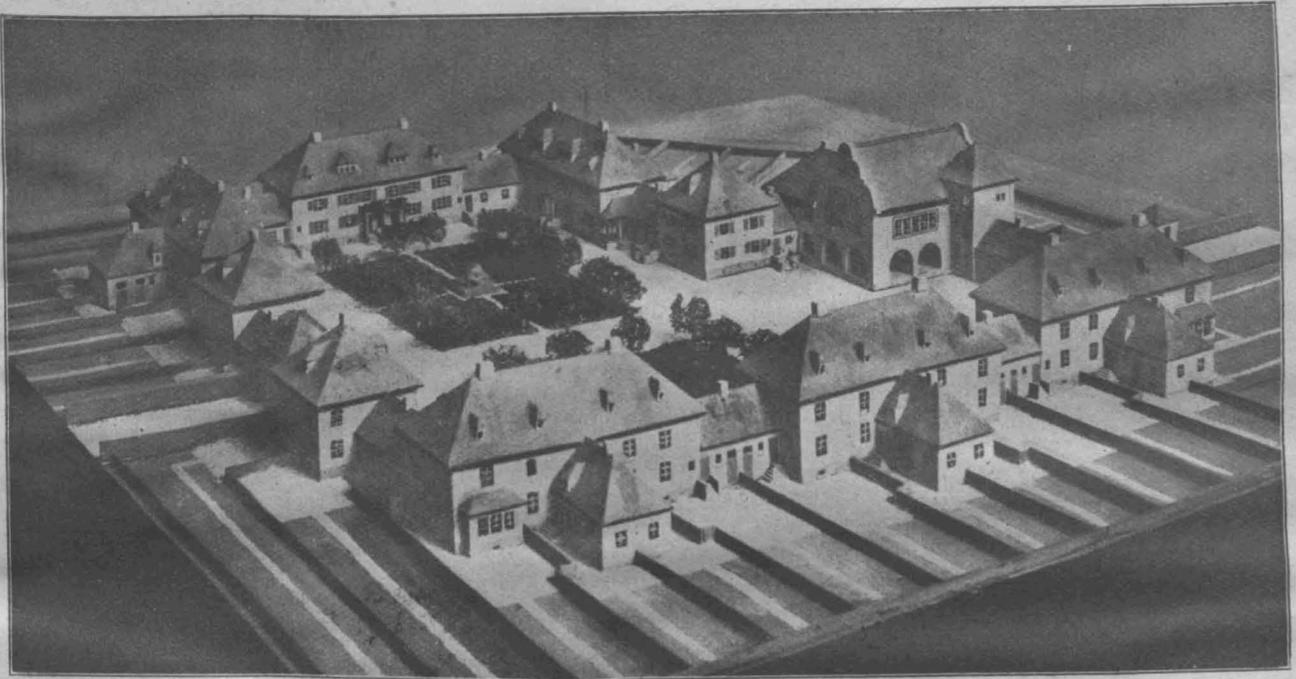
Islam den langen Kampf Europas um Freiheit oder Gebundenheit langsamer entschieden hätte, als es bis jetzt geschehen oder nicht geschehen ist. Was die Kunst wenigstens anbelangt, so war sie im mittelalterlichen Andalusien weit entfernt davon, von der Religion gepachtet zu sein. „Derselbe Stil dient Moscheen und Festungstoren und Fürstenschlössern. Wäre er als ein Kind der Sonne auch nicht berufen gewesen, sich den Norden zu erobern, so bietet doch Spanien der Beispiele genug, wie sehr es einer Verschwisterung fähig war. Hingegen sei Bildhauerkunst und Malerei, von Ausnahmen abgesehen, der fünften Sure zum Opfer gefallen.“

Dem Ideenkreis der Renaissance dagegen ist das geistige Klima viel weniger günstig gewesen, als die maurische Kunst und Kultur; das kommt vor allem in der Stadt Granada zum Ausdruck. Nach der Meinung des Verfassers hat es die Renaissance versäumt, aus der wiedererstandenen Antike die letzten philosophischen Schlüsse zu ziehen; sie blieb mehr am Philologischen und Aesthetischen hängen. Der Dom sei wie ein Fremdling im Lande, der nicht wisse, was sich zugetragen habe; ein Bahnbrecher für das Freilicht der Renaissance, die aber das mittelalterliche Dunkel spanischer Gotik nur bis zur Tagesanbruchshelle durchdringen konnte. Er störe durch seinen Stil die geschichtlichen Dämmerungen Granadas, wo die Inquisition zwar am spätesten Fuß fassen konnte, dann aber um so gründlicher gerade mit den griechenfreundlichen Schriften der Mauren aufräumte. Als der Verfasser die Kathedrale dieser uralten Stadt zum ersten Mal betrat, glaubte er nicht mehr in Spanien zu sein. Sie wollte ihm auch nicht wie ein passendes Kleid für die spanische Religion vorkommen: „sonnenfreie Räume, gähnende, wolkenlose Rundbögen, mythologisch anmutendes Schmuckwerk. Zwar hatte die wurzelständige Gotik noch Kraft genug, auch hier das Chor als selbständigen Bau in die Mitte zu ziehen, aber das vermag nicht zu verhindern, daß — nach den Domen von Barcelona, Saragossa, Toledo, Sevilla — vom zu verschleiernden Bilde zu Saïs der Vorhang hinweggerissen wird.“

An der Kathedrale schuf Karl V. die Capilla Real aus einem Bauwerk der Spätgotik, das auf der Stelle einer alten Moschee steht. Der Kaiser fand die Kapelle zu eng für den Ruhm der katholischen Könige, die hier beigesetzt wurden. „Amerika hatte die Maßstäbe schon gefälscht, sonst hätte der Weltenkaiser diesen herzlichen lieben Abschiedsgruß des Meisters Egas an das Mittelalter verstehen müssen, da die Kapelle ein Meisterstück der Spätgotik ist.“ Vielleicht darf man aus dieser Regung Karls V.

auch auf seine Taten auf der Alhambra schließen, trotz des Wortes, das über den Einbau des christlichen Chores in die Moschee von Cordoba über ihn bekannt wurde. In der Capilla Real ruht „im Halbkreis der spätgotischen Spitzenbögen die dunkle Saat des neuen Spaniens schon unter Grabmälern italienischen Stils... Aber doch wieder nicht unter dem schranken- und feigenblattlosen Klassizismus Michelangelos — wie die Mediceer, wie die Renaissancepäpste. Der große Italiener durfte und konnte mit dem ganzen Menschen auch seine Kunst und seine Religion mit antikem Geist ganz durchdringen... Was in Italien aber eine Verbindung ist, bleibt in Spanien an diesen königlichen Sarkophagen ein Gemenge, ein schüchternes Nebeneinander“. Wird man diesem Urteil des Verfassers auch nicht beipflichten können, so hat er aber doch gegenüber dem Palast Karls V. auf der Alhambra vielleicht mit der Anschauung Recht, daß, da die natürlichen Vorfahren der Renaissance, antike Tempel und Basiliken, auf der iberischen Halbinsel nicht beheimatet waren, auch die Renaissance selbst kein Heimatrecht in Spanien fand. Selbst angesichts der Renaissance-Kathedralen in Granada, Malaga und Jaen werde man sagen dürfen, daß die Spanier sich des Italianismus mehr schmückend, als den Plan bestimmend und konstruktiv annahmen. „Das große Eigene fand nur die spanische Malerei.“

Der Verfasser berührt noch, was die Trümmer der Alhambra erzählen könnten, stattet dem Generalife einen Besuch ab und verläßt die Stadt mit dem Mahruf des Grafen Schack: „Nie betrete der dies Heiligum, der die Steine für Stein hält und nicht die große Seele des Orients zu fassen weiß, die in dieser marmornen Blütenwelt atmet“. Er geht nach Malaga, aber man fühlt es aus seinen Schilderungen heraus, daß ihm die Welt des Orient näher liegt, als die des Occident. Dann über Ronda nach Gibraltar. Der Djebel al Tarik scheint nicht mehr mit dem Festland zusammen zu hängen; er ist der abgeschlagene Kopf Spaniens. Ein Anhang über die allgemeinen Bildungsverhältnisse des Landes beschließt den stattlichen Band, der in gedrängter Fülle ein schier unerschöpfliches Material über Kunst und Kultur der iberischen Halbinsel enthält, das in lebendiger Mischung von einem offenen, für alle Eindrücke empfänglichen Auge des Beobachters, aber auch von seinem umfangreichen Wissen zeugt. Es ist eines der besten neuen Werke über das merkwürdige Land, die uns zu Gesicht gekommen sind, von den drei an dieser Stelle besprochenen Büchern jedenfalls das bedeutendste. — H. —



Entwurf zu einer Blinden-Siedlung in Düsseldorf.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. NO 39. BERLIN, DEN 16. MAI 1917.

Die Zukunft der kriegsbeschädigten Bauhandwerker.

Von Dipl.-Ing. Paul Rathke, Architekt und Fachlehrer der Verwundetenschule in Düsseldorf. Hierzu die Abbildungen Seite 195.

Als eine der ersten deutschen Städte richtete Düsseldorf im Februar 1915 im Zentralgebäude der gewerblichen Fortbildungsschule eine Verwundetenschule ein. Unsere verwundeten Krieger haben hier mit ihren zerschossenen Gliedern wieder friedliche Arbeit aufgenommen; die tägliche Beschäftigung am Reißbrett, an der Hobelbank, an der Maschine und im Vortragssaal hat viel dazu beigetragen, den Heilungsprozeß zu fördern. Viele unserer Soldatenschüler sind mit gutem Zeugnis wieder entlassen, durch die Stellenvermittlung der Anstalt ist mancher zu einer guten Stellung gelangt. Von früh morgens bis spät abends wird in den Zeichen- und Arbeitsälen fleißig geschafft. Jeder weiß, um was es geht: es gilt die Grundlage für eine z. T. neue und friedvolle Zukunft zu schaffen. Aus den vielen Berufen, die in der Düsseldorfer Verwundetenschule vertreten sind, sei der der Bauhandwerker herausgenommen.

Die kriegsbeschädigten Arbeiter der Eisenindustrie, des Holzgewerbes und der Landwirtschaft werden mehr oder weniger auch bei Ersatz verlorener Gliedmaßen ihr Handwerkszeug wieder gebrauchen und vor allem auch die Arbeitsmaschinen mit Dampftrieb bedienen lernen. Die kriegsbeschädigten Bauhandwerker dagegen werden nicht wieder in dem Maße wie vor dem Krieg ihren früheren Beruf ausüben können. Einem Dachdecker z. B. ist die linke Hand durchschossen, der Daumen und zwei Finger sind steif. Soll er noch in schwindelnder Höhe Dächer eindecken, hohe Türme mit Schiefer verkleiden? Kein Meister würde ihm eine solche gefährvolle Arbeit anvertrauen. Einem Maurer ist die rechte Schulter durch einen Granatsplitter verletzt, die Bewegung seines rechten Armes ist nur bis zur Schulterhöhe möglich. Soll er noch Wände auführen, auf hohen Gerüsten arbeiten, Leitern auf- und absteigen? Ein anderer hat eine Schädelverletzung, das Nervensystem ist angegriffen, seine Bewegungsfreiheit ist stark gehemmt, er geht am Stock. Soll er noch mauern? Ein Zimmermann hat den Verlust seines Beines zu beklagen. Soll er noch Balken verlegen oder Dachgerüste aufstellen? Einem zweiten ist der linke Arm durchschossen, die Bewegung dieses Armes ist stark behindert, die Kraft sehr geschwächt. Soll er noch draußen bei Wind und Wetter die Axt schwingen, Hölzer schneiden, Zapfenlöcher stemmen? Von den 120 Schülern, die bis heute meine Klasse besucht haben, ließen sich noch viele Beispiele auführen, ich will mich auf diese beschränken. Sie zeigen, daß der kriegsbeschädigte Bauhandwerker

unbedingt seine ursprüngliche Tätigkeit aufgeben muß. Und doch soll er seinem früheren Beruf erhalten bleiben. Ein und ein halbes Jahr Unterricht in der Klasse der Bauhandwerker unserer Verwundetenschule haben den Weg gezeigt, auf dem das möglich ist. Vor allem ist es dem eisernen Fleiß und dann auch der jahrelangen Praxis zu verdanken, die Aufmerksamkeit und das Verständnis der Bauhandwerker auf ein Gebiet zu lenken, das ihnen vorher fremd war, das aber mit ihrem Beruf in engem Zusammenhang steht. Reißbrett, Schiene und Winkel sei es genannt. Mit etwas Mißtrauen steht der Bauhandwerker, der vor dem Krieg nur durch die Kraft seiner Arme sein Brot verdiente, anfangs diesen drei Instrumenten gegenüber. Doch bald merkt er, daß, wenn erst 4—6 Wochen Zirkel- und Projektionszeichnen geübt sind, es schon ganz gut geht.

Neben den Bauhandwerkern befinden sich in der Klasse für das Baugewerbe auch Techniker mit theoretisch-fachlicher Vorbildung, zum Teil sogar mit voller Baugewerkschulbildung. Im Unterricht sind daher große Schwierigkeiten zu überwinden. Keinem der Teilnehmer soll die Zeit langweilig werden und jeder soll in seinem Wissen gefördert werden. Während anfänglich dem Unterricht der Lehrplan der fünften Klasse einer kgl. preußischen Baugewerkschule in vollem Umfang zugrunde gelegt wurde, mußte aus praktischen Gründen davon abgesehen werden, da dieser Plan durch den fortwährenden Zugang neuer Teilnehmer sehr schwer durchzuführen war. Es wurde der Einzelunterricht eingeführt. Wenn die Schwierigkeiten des Zirkel- und Projektionszeichnens überwunden sind, wird von den Teilnehmern ohne theoretisch-fachliche Vorbildung nach einer Skizze ein Gartenhaus, ein Pförtnerhaus oder auch ein kleines Landhaus mit einfachem Satteldach im Grundriß, Aufriß und Schnitt gezeichnet. — (Schluß folgt.)

Staatliche Förderung von Kleinhaus-Siedlungen und Kleinhausbauten in Preußen.

Ein Runderlaß des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten vom 26. März 1917 hat zum Gegenstand die Förderung von Kleinhaus-Siedlungen und Kleinhausbauten und stellt hierfür eine Reihe beachtenswerter Leitsätze auf. Das Vorgehen ist als eine fühlbare Erleichterung beim Bauen gegenüber den bisherigen, in vielen Punkten zu weit gehenden und zu große Ansprüche stellenden Verordnungen sehr zu begrüßen. Es wäre zu wünschen, daß es eine Durchsicht dieser Verordnungen daraufhin zur Folge hat, ob die in mancher Beziehung un-

nötig strengen und zu weit gehenden Forderungen der Baupolizei-Vorschriften sowohl in städtebaulicher wie in bautechnischer Beziehung nicht eine das Bauen überhaupt fördernde Milderung erfahren könnten, was eine, wenn auch nur teilweise Gegenwirkung gegen die ungeheure Steuer-Belastung des Grundbesitzes bilden würde.

Der Erlaß knüpft an die seit Jahren beobachtete rückgängige Entwicklung der Bevölkerungs-Bewegung an, die durch die schweren Kriegsverluste an Menschenleben eine immer größere Bedeutung gewinne. Er leitet daraus eine ernste Pflicht der Staatsregierung ab, alle Maßnahmen zu fördern, die geeignet sind, den Schwierigkeiten zu begegnen, die sich in den Städten der Erhaltung und Erziehung einer größeren Kinderzahl den Familien entgegen stellen. Zu diesem Zweck müsse dafür gesorgt werden, daß künftig in stärkerem Maß als bisher Teile der städtischen Bevölkerung an der Peripherie oder in der näheren Umgebung der Städte in Kleinhäusern mit Garten- oder Landzulage angesiedelt werden. Es seien bei neueren Siedelungen Erfahrungen gesammelt, nach denen es bei einfacher Ausgestaltung der Straßen und bei weitgehender Herabsetzung der baupolizeilichen Anforderungen an solche Kleinbauten möglich sei, bescheiden gehaltene, aber gesunde Kleinhaus-Wohnungen zu Mielpreisen zu schaffen, die, bei Berücksichtigung der Gartenwirtschaft und der Kleintierhaltung, die üblichen städtischen Mieten nicht überschreiten. Von einer Änderung oder Ergänzung der baupolizeilichen Vorschriften im Sinne der hier zu besprechenden Leitsätze will der Minister zunächst noch absehen, behält sich aber vor, wegen der allgemeinen Einführung einer den Leitsätzen entsprechenden Sonderbauordnung für Kleinhausbauten demnächst das Erforderliche zu bestimmen. Aufgabe der Gemeindebehörden werde es sein, alsbald zu prüfen, ob und in welchem Umfang mit einem Mangel an Kleinwohnungen nach dem Krieg zu rechnen sein werde und welche Baugebiete im Interesse der allgemeinen Verbesserung des Wohnungswesens zur Anlage von Kleinhaus-Siedelungen in Aussicht zu nehmen sind. Für die Aufstellung neuer oder die Ausgestaltung bestehender Bebauungspläne seien die Leitsätze in sinnvoller Anpassung an die örtlichen Verhältnisse anzuwenden. Nicht das Fehlen, sondern mehr die Fehlerhaftigkeit der Bebauungspläne sei es, durch die eine zweckmäßige Aufschließung von Baugelände für Kleinsiedlungszwecke in Frage gestellt werde. Das Aussetzen der Wohnungsbautätigkeit während mehrerer Jahre, nicht nur während des Krieges, sondern schon während der starken Steuerbelastung des Grundbesitzes vor dem Krieg, lassen ein verstärktes Bedürfnis nach Wohnungen für Minderbemittelte hervor treten. Wenn dazu kommt, daß durch Erhöhung der Baustoffpreise und der Arbeitslöhne das Bauen wesentlich verteuert werde und die Baupolizei-Verordnungen vielfach noch veraltete, den Kleinhausbau unnötig erschwerende Bestimmungen enthalten, so sind durchgreifende Maßnahmen nicht zu umgehen, soll der kommenden Wohnungsnot bestimmter Gesellschaftsklassen gesteuert werden.

Unter Kleinhäusern sind Wohnhäuser aus nicht mehr als zwei Wohngeschossen mit einer nur geringen Zahl von Kleinwohnungen verstanden. Kleinwohnungen sind solche, die nach Größe, Anordnung, Raumzahl, Raumhöhe und Ausstattung den Bedürfnissen der minderbemittelten Bevölkerung entsprechen. Kleinhäuser dürfen nicht als Hinterhäuser errichtet werden; auf Grundstücken für Kleinhäuser dürfen außer dem Wohnhaus nur noch Nebengebäude für die Kleinwirtschaft oder das Kleingewerbe errichtet werden. Unter Kleinsiedelungen werden Einzel-, Reihen- oder Gruppenanlagen von Kleinhäusern möglichst in Verbindung mit Landflächen zur Eigennutzung verstanden. Hierzu ist jedes Gelände geeignet, das nach Zugänglichkeit, Entwässerungsmöglichkeit, Wasserversorgung, sowie nach dem Zustand seiner Oberfläche und seines Untergrundes für menschliche Wohnstätten brauchbar ist. Es soll gute Verbindung mit Verkehrsgelegenheiten und mit den Geschäfts-, Bildungs- und Erholungsstätten haben, auf welche die Bevölkerung der Siedelung angewiesen ist. Hauptverkehrsstraßen sind nicht geeignet zur Anlage solcher Siedelungen; der Verkehr ist besser an den Siedelungen vorbei- als hindurch zu leiten und auf Nebenverkehrswege abzulenken. Platzartig endende Sackgassen und Wohnhöfe können in Frage kommen. Innerhalb der Siedelungen sind nur Wohnstraßen und Wohnwege unter Einschaltung freier Plätze erforderlich. Nutzflächen können durch Fußstege aufgeschlossen werden. Bei der Straßenführung und der Festsetzung der Fluchtlinien ist neben der Zweckmäßigkeit auch das künstlerische Interesse zu wahren und unter Vermeidung schematischer Geradlinigkeit oder will-

kürlicher Krümmung ein zwangloser Verlauf des Straßennetzes anzustreben. Die Steigungsverhältnisse und die richtige Sonnenlage der Wohnräume sind dabei zu berücksichtigen. Die Straßenbreite kann nur gering sein; da aber das Land billig ist, nicht lästige Nachbarschaft und Schutz vor Staub aber die Annehmlichkeit des Wohnens erhöhen, so ist mehr Wert auf größte Sparsamkeit in der Bemessung der befestigten Fahr- und Gehbahnen als auf Verringerung der Straßenbreite zu legen. Nicht ausgebaut Teile der Straßenbreite können als Vorgärten oder öffentliche Grünanlagen freigelassen werden. Die Straßenbefestigung kann sich für die Fahrbahn auf 2,5 m, für die vielleicht nur einseitig angeordnete Gangbahn auf 1 m beschränken. Gartenstege und Wirtschaftswege bedürfen keiner künstlichen Befestigung. Zur Befestigung kommt nur einfachste Bauart in Betracht. Für die Entwässerung ist die oberirdische Rinnen-Ableitung ausreichend; nur bei beiderseitig geschlossener Bauweise und dichter Besiedelung kann auch unterirdische Entwässerung gefordert werden. An die Straßenbeleuchtung können geringe Anforderungen gestellt werden.

Der Bebauungsplan ist niemals ohne sachverständigen Beirat aufzustellen, da größte Ersparnis nur durch zweckmäßige Gestaltung des Bebauungsplanes erzielt wird. Dieser Beirat hat auch die Bauweise, ob ein- oder zweistöckige Bauten, ob Einzel- oder Doppelhäuser, ob Gruppen von Häusern in geschlossener Reihe mit Fluchtlinie (Reihenhäuser), oder in unregelmäßigem Zusammenbau (Gruppenhäuser), ob vordere oder hintere Baufluchten zu beobachten sind, zu bestimmen. Für die geschlossene Bauweise kommen nur Reihenhäuser mit vorgeschriebener Bauflucht in Betracht; das teilweise Zurücktreten einer Hausreihe hinter die Bauflucht kann gestattet werden, wenn für die Ausbildung der sichtbar werdenden Giebelwände gesorgt wird. Die Länge der Reihenhausgruppen ist auf höchstens 150 m zu beschränken. Reihenhäuser sind nicht um die Ecke eines Baublockes herum zu führen, doch können sie um eine Freifläche herum geführt werden. Die Bebauungspläne haben die Erhaltung alter Baumbestände und sonstiger Naturdenkmäler zu berücksichtigen. Die Siedelungen sollen sich dem Charakter der Gegend oder der baulichen Umgebung anpassen. Bei der Angliederung einer Kleinsiedelung an ausgebauten Ortsteile sind schroffe Gegensätze zu vermeiden.

Was die Bauwerke selbst anbelangt, so sind sie in den einfachsten Formen unter Verwendung heimischer Baustoffe zu halten. Bodenwüchsige Art unter Verzicht auf stark hervortretende individuell künstlerische Eigenart sind anzustreben. Es ist für das Innere und das Äußere des Kleinhauses ein möglichst einheitlicher Typus das allein Geeignete. Für das Kleinhaus wird eine weitgehende Erleichterung der baupolizeilichen Forderungen gewährt. Und das ist möglich, denn die Entwicklung des Bauordnungswesens in Preußen ist im Wesentlichen von den großen Städten ausgegangen und hat es mit sich gebracht, daß die hier geltenden Verordnungen vielfach und ohne Berechtigung auch auf den bodenständigen Flachbau übertragen wurden. Wo aber mit so geringen Mitteln zu rechnen ist wie hier, muß der Kleinhausbau in Stadt und Land verbilligt und damit erleichtert werden. Selbst die Bezirksbauordnungen tragen dem Wesen des Kleinhausbaues nicht genügend Rechnung. Daher sieht der Erlaß eine Reihe von Erleichterungen vor, die jedoch allgemeiner gefaßt sind, um den Ortspolizeibehörden die Möglichkeit zu geben, je nach Klima und örtlichen Gewohnheiten genauere Anweisungen zu geben.

Das Gründungs- und Kellermauerwerk braucht nicht unbedingt bis in frostfreie Tiefe hinab zu gehen; Unterkellerung der Wohnräume ist nicht vorzuschreiben. Für Fachwerkbauten und eingeschossige Nebenbauten sind geringere Fundamenttiefen zugelassen, als für massive Bauten. Die lichte Höhe der Vorratskeller kann auf 1,5 m beschränkt werden; Kellerräume brauchen nicht massiv überdeckt zu werden. Als Kellertreppen genügen hölzerne Leiterstufen, die von Küchen oder Nebenräumen unmittelbar zugänglich sein dürfen.

Die Umfassungswände brauchen nicht massiv gemauert zu sein, sondern können in ortsüblicher Art mit Bekleidung gegen Wetterschlag ausgeführt werden; Nebenbaulichkeiten auch in Brettwerk. Für Massivbauten sind Mindestmauerstärken vorgeschrieben, die bis zur Grenze des konstruktiv Möglichen herabgehen. Für klimatisch günstige Gegenden ist für die Außenwände der Wohnräume bei äußerem Verputz mit Mörtel z. B. die Stärke von 1 Stein zugelassen. In rauhem Klima aber, wo die Ersparnis an Baukosten der Außenmauern keinen Ausgleich gegen den größeren Wärmeverlust im Winter bietet, wird für die Außenmauern 1½ Stein empfohlen; in diesem Fall kann

aber der äußere Mörtelverputz fortbleiben. Rheinische Schwemmsteine sind auch für Außenmauern zugelassen, wenn äußerer Verputz vorgeschrieben ist. Alle massiven Wände, die Wohnräume umschließen, sind gegen aufstei-

Von den üblichen Brandmauern kann abgesehen werden, da die niedrige und weiträumige Bauweise, die bei Kleinsiedelungen die Regel bildet, die Lebensgefahr der Bewohner bei Schadenfeuer wesentlich verringert. Nur bei Reihen-



Die Zukunft der kriegsbeschädigten Bauhandwerker. Ein Dorf für Ostpreußen. Der Kirchplatz und Gesamtansicht.

gende Feuchtigkeit zu isolieren. Ein besonderer Schutz des Erdgeschoß-Fußbodens gegen Bodenfeuchtigkeit und Schwambildung ist nur dann erforderlich, wenn die Räume nicht unterkellert sind. Der Fußboden des Erdgeschosses ist bei Wohnräumen nur in der dem Grundwasserstand angemessenen Höhe über den Außenboden zu legen.

Häusern und geschlossener Bauweise sind in Abständen von 40 m Brandmauern zu fordern. Trennungswände zwischen Gebäuden und Grundstücken können gemeinschaftliche sein, brauchen aber nicht als Brandmauern erstellt zu werden und können aus Fachwerk bestehen. Wirtschaftsräume können bis zu 100 qm bebauter Grundfläche

mit den Wohnräumen unter einer Dachfläche vereinigt werden. Sichtbar bleibende Holzbalkendecken ohne Verputz oder Verschalung der Unterseite sind nicht bloß für Wirtschafts-, sondern auch für Wohnräume zu gestatten. Für Dächer ist im Allgemeinen feuerfestes Material zu fordern, für Nebenbauten ist nur feuersicheres zugelassen. Stroh-, Rohr- und Reth-Dächer sind für einzeln gelegene Kleinhäuser bei 15 m Mindestabstand von der Nachbargrenze zugelassen.

In eingeschossigen Kleinhäusern darf das Dachgeschoß ganz zu Wohnräumen, auch für eine selbständige Wohnung, ausgenutzt werden, bei zweigeschossigen Wohnhäusern nur die Hälfte des Dachraumes. Dachrinnen und Abfallrohre sind nur für Dächer, die unmittelbar auf die Straße abwässern, vorzuschreiben. Auch für Schornsteine und Feuerstätten sind Erleichterungen vorgeschrieben.

Als Lichthöhe der Wohnräume genügen 2,5 m für Voll- und 2,2 m für Dachgeschosse. Wo Bauordnungen niedrigere Maße zulassen, sind diese beizubehalten. Wohnräume im Kellergeschoß sind grundsätzlich zu verbieten; bei Bauten an Bergabhängen bezieht sich das Verbot nur auf solche Räume, deren Fußboden unterhalb der Außenfläche liegt. Bei Familienhäusern ist für die Treppen nur die Forderung zu stellen, daß sie bequem und sicher begehbar sein sollen. Für Treppen zu Dachwohnungen in eingeschossigen Häusern oder zu den Wohnungen in zweigeschossigen Häusern sind besondere Anordnungen vorgeschrieben. Wohnräume und Küchen müssen mindestens ein unmittelbar ins Freie gehendes Fenster haben; Mindestforderungen über seine Größe erübrigen sich bei Kleinbauten. Jede Wohnung in einem Vollgeschoß muß einen Abort haben, an den aber nur die den einfachsten Verhältnissen ländlicher Wohnweise entsprechenden Anforderungen zu stellen sind. Bei Kleinsiedelungen im Außengebiet der Städte können Anlagen zugelassen werden, die eine Verwertung der Abfallstoffe in der Landwirtschaft gestatten. Im Zusammenhang damit wird den Behörden möglichstes Entgegenkommen beim Anschluß an etwa vorhandene Kanalisation empfohlen. Bei der Nähe eines öffentlichen Brunnens oder der Möglichkeit der Mitbenutzung eines Privatbrunnens kann von der Forderung der Trinkwasser-Versorgungsanlagen für jedes einzelne Grundstück abgesehen werden. Die in vielen

Bauordnungen enthaltenen Vorschriften über Einfriedigungen werden für Kleinsiedelungen außer Kraft gesetzt, um für die Pflanzung lebender Hecken und Anlage von Grünstreifen an den Häusern freien Spielraum zu lassen. Auch die Errichtung von Lauben und Gartenhäuschen in den Vorgärten, an der Straße oder an der Nachbargrenze soll nicht eingeschränkt werden.

Die Erleichterungen erstrecken sich auch auf die formale Behandlung der Bauangelegenheit von Kleinhäusern. Zwar werden in Anbetracht der großen Erleichterungen in technischer Beziehung gut durchgearbeitete Entwürfe mit Recht gefordert und es wird empfohlen, diese Entwürfe nur von tüchtigen, im Kleinhausbau erfahrenen Architekten aufstellen und ausführen zu lassen, aber hinsichtlich der Rohbau- und Gebrauchnahme sowie der baupolizeilichen Gebühren wird weitgehendes Entgegenkommen beobachtet. Die Entwürfe müssen erkennen lassen, ob nicht das Straßen- oder Ortsbild durch den beabsichtigten Bau nach Form, Ausstattung oder Anstrich verunstaltet wird.

Aus dem Vorstehenden wird man mit Genugtuung erkennen, daß die Vorschriften über die Anlage von Kleinhäusern-Siedelungen vielfach wieder auf den Stand der guten alten Zeit zurück gehen, in der die Menschen auch gut und vielfach besser lebten, als heute. Man wird dem preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten Dank wissen für die unbefangene, durch behördliche Anschauungsweise nicht eingeeengte Art, in der es die baulichen Lasten vom wichtigsten Zweig der Kulturtätigkeit der nächsten Jahre abgestreift hat. Und das weckt den Wunsch, daß auch die Bauordnungen der Städte von der obersten Behörde unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht werden mögen, die die auf ihnen ruhenden Bau- und damit Geldlasten verringern. Denn darüber täusche man sich nicht, daß, wenn auch nach dem Krieg ein Wiederaufleben der Bautätigkeit zu erwarten ist, diese immerhin noch außerordentlich gehemmt werden wird durch die ungeheuren Lasten, welche die Steuergesetzgebung und die häufig genug übertriebenen, oft auch in ihrer Handhabung verschärften baupolizeilichen Vorschriften auf die Bautätigkeit gehäuft haben. Hier hat sich die Gesetzgebung eine ergiebige Steuerquelle — das war der Grundbesitz vor seiner Belastung — selbst verstopft. —

Vermischtes.

Zum neunzigsten Geburtstag von Peter Cuypers. Am 16. Mai 1917 kann der holländische Architekt Dr. Peter Joseph Hubert Cuypers in Roermond die seltene Feier des neunzigsten Geburtstages begehen. Auch wir denken an diesem Tag mit herzlichen Gesinnungen des Meisters des befreundeten Holland, den vielfache fachliche Beziehungen einst mit Deutschland verknüpften. Peter Cuypers wurde am 16. Mai 1827 in Roermond, einer kleinen Stadt im südlichen Holland, nahe der deutschen Grenze geboren. Er machte seine künstlerischen Studien auf der Akademie in Antwerpen. Die mittelalterliche Umwelt, die ihn in seiner Geburtsstadt umgab, vor allem das romanische Münster, die ehemalige Kirche eines Zisterzienser-Nonnenstiftes, sowie die Umgebung, in die er bei seiner Aufnahme in die Académie Royale des Beaux-Arts in Antwerpen, der Nachfolgerin der alten St. Lukasgilde Philipps des Guten, die sich im ehemaligen Franziskaner-Kloster an der Mulsaard-Straat befand, kam, weckten früh seinen Sinn für mittelalterliche Baukunst, der zunächst in einer Reihe von Kirchenbauten in Holland zum Ausdruck kam. In seiner Vaterstadt Roermond erbaute er die katholische und die Liebfrauenkirche; in Eindhoven rührt eine gotische Kirche von ihm her, während er im Haag die neue katholische St. Jacobus-Kirche an der Park-Straat erbaute. Eine Reihe anderer Kirchen in Holland führen gleichfalls ihren Ursprung auf den Meister zurück. 1875 ging er nach Deutschland und leitete hier Wiederherstellungsarbeiten am Dom in Mainz. Ueber das Bauwerk schrieb er auch 1878 eine baugeschichtliche Skizze: „Der Dom zu Mainz“. 1877 wurde er zum Bau seines Hauptwerkes berufen: des Reichs-Museums in

Amsterdam. Das Rijks-Museum entstand in den Jahren 1877—1885 als ein stattliches Gebäude auf rechteckigem Grundriß auf etwa 11 000 qm Grundfläche in einem Mischstil, in dem eine Art altholländischer Renaissance mit gotischen und romanischen Einflüssen sich teilt. Bei entwickeltem, von zwei turmartigen Aufbauten flankiertem Mittelbau breitet es seine Räume um zwei stattliche Innenhöfe. Auch das 1889 dem Betrieb übergebene Aufnahme-Gebäude des Zentralbahnhofes von Amsterdam wurde von Cuypers in ähnlichem Stil errichtet, wie das voraus gegangene Rijks-Museum. Es sind hier nur die Hauptwerke aus der umfangreichen praktischen Tätigkeit des Meisters berührt, der sich in den letzten Jahren vom Fachleben mehr und mehr zurückgezogen hat. Zuletzt begrüßten wir ihn als rüstigen hohen Siebziger auf dem internationalen Architekten-Kongreß in Madrid 1904. Das Vertrauen seiner Fachgenossen hatte ihn für lange Jahre zum stellvertretenden Vorsitzenden der internationalen Architekten-Kongresse berufen. Der Jubilar gehört einer Reihe von holländischen und Fachvereinen als Ehren-Mitglied an und ist u. a. auch Ehren-Mitglied des Architekten-Vereins zu Berlin. Zum 90. Geburtstag wird den Meister eine Abordnung von Freunden und Verehrern begrüßen und ihm eine Festschrift mit Abbildungen seiner hervorragendsten Bauten und mit literarischen Beiträgen überreichen. —

Inhalt: Die Zukunft der kriegsbeschädigten Bauhandwerker. — Staatliche Förderung von Kleinhäuser-Siedelungen und Kleinhäuserbauten in Preußen. — Vermischtes. — Heinrich Kayser †. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hoffmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin

Heinrich Kayser †.

Was seine Freunde längst befürchteten, ist eingetreten: In der Frühe des 11. Mai ist Heinrich Kayser nach langem, schwerem Leiden im 76. Lebensjahr entschlafen. Der Tod dieses hervorragenden Baukünstlers und charakterstarken Mannes, der sich die überragende Stellung, die er im deutschen Fachleben einnahm, in harter Arbeit und mit eisernem Willen selbst geschaffen, reißt eine breite Lücke in die Reihe der Architekten, die der deutschen Baukunst des letzten halben Jahrhunderts ihr Gepräge gegeben haben. Wir haben seinen Lebensgang aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstages geschildert und damals gezeigt, ein wie reiches Leben nunmehr abgeschlossen ist. Sein Name und sein Andenken werden in unseren Geschichtsbüchern fortleben!



DIANA UND IHRE NYMPHE KALISTO
IM MARMORBAD ZU CASSEL. **
PHOTOGRAPHISCHE AUFNAHME
VON WILHELM HESS, G. RUPPRECHT
NACHF. IN CASSEL. * * * * *
===== DEUTSCHE =====
* * * * * BAUZEITUNG * * * * *
* 51. JAHRGANG 1917. * * NO. 40. *



DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. № 40. BERLIN, DEN 19. MAI 1917.

Die Zukunft der kriegsbeschädigten Bauhandwerker.

Von Dipl.-Ing. Paul Rathke, Architekt und Fachlehrer der Verwundetenschule in Düsseldorf. (Schluß.) Hierzu die Abbildgn. S. 199.

Inzwischen gilt es, die Techniker in fördernder Weise zu beschäftigen. Die gestellte Aufgabe lautete, ein Dorf für Ostpreußen soll in Zeichnung und Modell erstehen. Die Abbildungen in No. 39 zeigen die Lösung. Ein Dorfplatz wird von zwei Straßen gekreuzt. Die Kirche, durch einen Kreuzgang mit dem Pfarrhaus verbunden, beherrscht das Dorfbild. Gegenüber liegt die Dorfschule, sie enthält zwei Klassenräume und die Wohnung eines verheirateten und eines unverheirateten Lehrers. Der Gasthof darf in einem Dorf nicht fehlen. Die Posthalterei ist hier untergebracht. Wohnräume für Sommergäste, Stallungen für eigene und fremde Pferde, Scheune und Kegelbahn sind vorgesehen. Gegenüber liegt die Dorfschmiede. In gesunder, offener Bauweise gruppieren sich Einzelhäuser darum. Hinter dem Gasthof liegen zwei große Gutshöfe und in ihrer Nähe das Spritzenhaus mit dem Steigerturm für die Feuerwehr. Nichts lag näher, als auch die Bauhandwerker an der gemeinsamen Aufgabe, dem Wiederaufbau eines Dorfes in Ostpreußen, mitarbeiten zu lassen. Ein kleiner Bauplatz wird ihnen angewiesen und es entstehen die kleinen Häuser, wie wir sie auf dem Bilde sehen. Bis in alle Einzelheiten werden sie durchgearbeitet. Mauerverbände, preußische Kappen, Balkenlagen, Fachwerkwände, Dachstühle, Dacheindeckungen und Treppen lernen die Bauhandwerker ohne Unterschied ihres Berufes auf dem Papier darstellen.

Auf der Ausstellung, die die Verwundetenschule in ihren Räumen Pfingsten 1916 veranstaltete, konnten die Bauhandwerker zeigen, was sie geleistet hatten. Es galt nun, eine neue Arbeit für sie bereit zu halten. Nach den Erfahrungen, die ich bis dahin gesammelt hatte, konnte ich meinen Schülern schon etwas zumuten. Von der Stadt Düsseldorf wurde durch Hrn. Beigeordneten Dr. Lehr der Klasse der Bauhandwerker der Auftrag erteilt, unter meiner Leitung den Entwurf für eine Blinden-Siedlung in Düsseldorf auszuarbeiten. Auf meine Bemühungen hin wurde meinen Soldatenschülern eine Geldsumme bewilligt, die je nach den Leistungen des Einzelnen von mir verteilt wurde. Ein fleißiges Arbeiten setzte ein. Viele freie Stunden, sogar die Sonntagvormittage wurden geopfert. Galt es doch, die umfangreiche Arbeit in einer bestimmten Frist fertig zu stellen. 11 Zeichnungen und ein Modell der Siedlung konnten Anfang August zur Ausstellung für Kriegsbeschädigte in Köln geschickt werden (Kopf-Abbildung in No. 39).

Die Siedlung selbst ist geplant innerhalb eines Häu-

serblockes. Sie umfaßt 30 Häuser, 1 Verwalterhaus und 1 Kasino mit Kegelbahn. Zu jedem Haus gehört ein Stück Gartenland. Jedes Haus enthält im Kellergeschoß 2 Kellerräume, im Erdgeschoß eine Wohnküche und eine Stube, im Obergeschoß drei Schlafräume, im Dachgeschoß eine Dachkammer und den Trockenspeicher, in einem angebauten Stallgebäude die Waschküche, den Abort und einen Stall für Kleinvieh. Die Baukosten des Einzelhauses sind auf etwa 9000 M. veranschlagt. Die gesamten Baukosten betragen ohne Grund und Boden und ohne Straßenbaukosten etwa 350000 M. Ein endgültiger Beschluß ist jedoch hierüber noch nicht gefallen. Von meinen Soldatenschülern sind die Zeichnungen so angefertigt, daß sofort danach gebaut werden kann. Es würde mir zur besonderen Freude gereichen, wenn dieses Werk, von Kriegsbeschädigten für Kriegsbeschädigte geschaffen, in die Wirklichkeit umgesetzt würde.

Erfolge meines Unterrichtes sind vorhanden. Haben doch bereits 22 Teilnehmer, von denen mancher vorher nie gezeichnet hatte, vor der Handwerkskammer in Düsseldorf mit zum Teil gutem Erfolg ihre Meisterprüfung als Maurer-, Zimmer- und Dachdeckermeister abgelegt. Auf mein ganz besonderes Zureden besuchen 11 meiner Soldatenschüler zu ihrer weiteren Ausbildung eine Baugewerkschule. Wohl konnte die Verwundetenschule den Grundstein zu ihrer zukünftigen Stellung legen, eine solide und von Behörden anerkannte Vorbildung müssen sie sich aber an einer anderen Stelle verschaffen.

Außer dem theoretischen Unterricht bot die Schule den kriegsbeschädigten Bauhandwerkern Gelegenheit, trotz ihrer Verletzungen praktisch zu arbeiten. Werkstätten für Installateure elektrischer Lichtanlagen wurden von ihnen in einem Klassenraum eingebaut. Sie sind als zwei Dreizimmer-Wohnungen einfacher Landhäuser gedacht. Einer unserer Maurermeister erhielt von der Schule den Auftrag, die Ausarbeitung des Grundrisses, die Aufstellung des Kostenanschlages und den Einkauf der notwendigen Baustoffe zu übernehmen.

So werden unsere Schüler als Poliere, als Zeichner und Techniker in den Zeichenstuben der Architekten und der großen Baufirmen, als Aufseher und Verwalter der Wege-, Straßen- und Wasserbau-Verwaltungen oder auch als selbständige Meister auf dem Land und in kleineren Städten ihr Brot verdienen, und sie werden in ihrem neuen Wirkungskreis die Wunden vergessen lernen, die sie in dem großen Weltkrieg erhalten haben. —

Nachlaß des Professors August Thiersch.

Aus dem Nachlaß des verstorbenen Professors der Technischen Hochschule in München August Thiersch wurden eine Auswahl von Blättern in der Architektursammlung der Hochschule kürzlich zur öffentlichen Ausstellung gebracht. Diese Blätter geben

einen guten Einblick in sein reiches künstlerisches Schaffen. Das Hauptwerk seines Lebens war wohl die St. Ursula-Kirche in Schwabing, in den Formen italienischer Hochrenaissance. Wir finden Vorentwürfe, Einzelstudien und Werkzeichnungen, die uns wert-

vollen Aufschluß über die Baugeschichte geben. Dem Architekten schwebte die Anlage eines Vorhofes an der Eingangsseite vor, der sich hufeisenförmig, von Hallen umgeben und von Pfarrhäusern flankiert, öffnen sollte. Der Vorhof kam nicht zur Ausführung und das heutige Pfarrhaus, welches mit einer Mauer die Verbindung zur Kirche erhält, ist nur ein Teil der geplanten Umgebung. Auf der Westseite hätte ein Schwesternhaus errichtet werden sollen. Aus der erwünschten Umbauung würde sich erst das richtige Bild, wie es in einer Chorperspektive gezeigt ist, entwickelt haben. Heute ist noch nicht einmal der Vorplatz vor der Eingangshalle mit einem würdigen Pflaster versehen.

Ein verwandter Bau ist die evangelische Kirche in Eichstätt, die uns an gewisse frühchristliche Bauten Ravenna's erinnert. Als Basilika mit flach gedeckten Schiffen hat sie einen gewölbten Chor erhalten. Der Eingangsteil würde durch die im Achteck gehaltene Vorhalle und die ausgebaute Taufkapelle zu einer malerischen Gruppe ausgestaltet worden sein. Die apostolische Kirche in Zürich weist ebenfalls auf die Vorbilder frühchristlicher Zeit mit Anklängen an italienische Frührenaissance hin. Als bescheidenere Beispiele sakraler Baukunst sind die Kirche in Füssen und eine Kapelle für Nordheim zu nennen.

Von ergreifender Schönheit ist Thiersch's Entwurf für eine neue Totenstätte in Schwabing und es ist tief zu beklagen, daß diese Anlage eines zum Teil unterirdischen Friedhofes nicht zur Ausführung gelangte. Auf einen Vorhof mit wirkungsvollem Eingangstor folgt der große Haupthof. Anmutige regelmäßige Gartenanlagen geben die Möglichkeit, den unterirdisch liegenden, stimmungsvollen Gräberhallen Licht und Luft zuzuführen.

Von Münchener Wohnhäusern sind zu nennen: das Haus Steinmetz an der Georgen-Straße in italienischer Auffassung. Vielleicht kann es mit seiner tiefen Anlage, welche den regelmäßigen Garten anmutig umfaßt, als die gelungenste Arbeit auf diesem Gebiet angesprochen werden. Den Charakter deutscher Frührenaissance zeigt das Giebelhaus für Linde's Eismaschinen-Gesellschaft an der Nymphenburger-Straße, während die Häuser Niedermayer in der Schwanthaler-Straße und Rau in der Leopold-Straße den Zug zur späteren Renaissance verraten.

Von Brücken finden wir die elegante einbogige Brücke über den Nymphenburger Kanal und Zeichnungen zu einer Werksteinbrücke über den Pfriemebach bei Harxheim.

Besonders anmutig und anregend sind Thiersch's zahlreiche Arbeiten im ländlichen Stil. Bei dem schönen Entwurf für das Berchtesgadener Kurhaus zeigt sich wohl am deutlichsten die Sehnsucht, den Holzstil unserer Gebirgshäuser mit dem Säulenbau der Antike zu verschmelzen. Bis zu gewissem Grad tritt das auch bei seiner Bebauung der Schliersee-Insel hervor. In einer Reihe von Einzelvillen, die er im Gebirge schuf, hat er auch dargestellt, wie gut sich die heimische Bauart den Bedürfnissen

der Neuzeit fügt. Das ist auch bei den Entwürfen für die Badeanstalten für Steinbach bei Wörth und für Berchtesgadener Fall. Die Wartehalle am Tutzingen Dampfschiffsteg, der Bahnhof für Hindelang, ländliche Schulhausbauten und Anderes zeigen, wie sehr ihm die Pflege der heimischen Bauweise am Herzen lag.

Nur mit Freude und Bewunderung wird man die Aufnahmen alter Bauernhäuser betrachten, denen sich Skizzen und Studienzeichnungen aus unserem Gebirg und aus Tirol würdig anreihen. Der Bauer in der Au bei Tegernsee, der Waldi Bartl bei Wallgau, der Viktor Zuderell in Schruns und der Binder in Breitbrunn am Chiemsee sind Werke der alten Volkskunst, bei denen uns das Herz aufgeht. Von den Leistungen, zu welchen der Verewigte durch den Volkskunstverein angeregt wurde, sind auch seine mannigfaltigen Entwürfe für die Transformatorenürme zu rechnen. Zu seinen letzten Entwürfen gehören die Wiederherstellung der Kreuzkapelle bei Reichenhall und die Kriegergedächtnis-Kapelle für Berchtesgadener.

Der römische Markt von Kempten. Mit inniger Liebe hing August Thiersch während seines ganzen künstlerischen Schaffens an der Antike und hat jede sich ihm bietende Gelegenheit benützt, sich im griechisch-römischen Stil zu betätigen. So kamen zahlreiche Rekonstruktionsarbeiten zustande, die zu großem Teil eigene künstlerische Schöpfungen des Verstorbenen sind.

Ausgrabungen, die in den Jahren 1885—86 bei Kempten, dem alten Cambodenum, römische Baureste, namentlich Grundmauern, zu Tage förderten, veranlaßten August Thiersch zu genauer Untersuchung der ausgedehnten Anlage. Die Vergleichung mit italienischen Forums-Resten im Verein mit der einschlägigen Literatur ließen keinen Zweifel darüber, daß der größte Teil dieser Kemptener Altertümer dem einstigen Forum der römischen Niederlassung angehörten. Der Grundplan ließ an der einen nördlichen Schmalseite ein tempelartiges Bauwerk mit viersäuliger Vorhalle, die Kurie erkennen, an die sich beiderseits und an der östlichen Langseite Räume für die verschiedenen Zweige der Verwaltung anschlossen. Auch die südliche Schmalseite zeigt einen Saalbau von großer Ausdehnung. Die kleineren Räume der westlichen Langseite können Kaufläden gewesen sein. Neben der östlichen Langseite liegen die Reste einer Basilika mit zwei Apisden und einem anschließenden Saalbau, Bauwerke, die für Gemeindeversammlungen und Gerichtsverhandlungen bestimmt waren. In der rekonstruierten Nordseite sind neben dem schönen Mittelbau mit der korinthischen Säulenhalle die anschließenden Umfassungshallen des Platzes in trefflicher Weise zweigeschossig, unten mit Bogenstellung, oben mit Pfeilern und Holzgebälk mit breitem Dachvorsprung angenommen und dem Obergeschoß an den Langseiten die hinausgerückten Galerien, Mänanien, vorgelegt. In dieser Gestalt dürfte die Rekonstruktion dem Klima nördlich der Alpen besser entsprechen, als mit den italischen Säulenhallen in der perspektivischen Darstellung. —

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

25 jähriges Jubiläum des Stadtbaumeisters von Bingen. Am 1. Mai 1917 waren es 25 Jahre, daß der damalige Leiter der großherzoglichen Baugewerkschule in Bingen, Hr. Paul Koch, in den Dienst der Stadt Bingen trat. Unter seiner Leitung wurden für das Gemeinwesen bedeutungsvolle Arbeiten ausgeführt. Die Anlage einer Kanalisation, der Ausbau und die Vergrößerung des Wasserwerkes, das Elektrizitätswerk, die Pflasterung der Stadt, die Ufer-Erweiterung mit Lager-Anlagen und Getreidespeicher, der neue Friedhof, eine Klärbecken-Anlage, sowie zahlreiche kleinere Arbeiten wurden von Koch mit großer Sachkenntnis und Umsicht ausgeführt. Als Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn die Stadt Bingen zum Stadtbaurat. —

Ehrendoktoren technischer Hochschulen. Die Technische Hochschule Hannover hat den Vortragenden Rat im kgl. sächsischen Finanzministerium, Geheimen Baurat Karl Schmidt in Dresden, zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber ernannt für seine „hervorragenden Verdienste um die Durchführung des Heimatschutz-Gedankens, um die Hebung der heimischen Bauweise in Stadt und Land, im Kleinwohnungs- und Industriebau, sowie für seine erfolgreichen künstlerischen Bestrebungen im Staatsbauwesen“. Wir haben selten eine Auszeichnung mit so warmer Freude begrüßt, wie die hier erfolgte: Seit langen Jahren hat sich Schmidt mit voller persönlicher Hingabe dem Heimatschutz gewidmet und auf diesem Gebiet in auf der einen Seite zielbewußter und unablässiger Weise, auf der anderen Seite mit Besonnenheit und Maß außerordentlich Segensreiches gewirkt. Es ist vielleicht nicht

überflüssig, in diesem Zusammenhang zu erwähnen, daß, ausgehend von dem Umstand der Wirtschaftlichkeit, die sächsische Staatsregierung sich durch die Bemühungen Schmidts bestimmen ließ, den von ihm umsichtig geleiteten „Landesverein Sächsischer Heimatschutz“ mit seinen Beratungsstellen für Hochbau, Bebauungspläne, Krieger-Siedlungen und Wohnungs-Fürsorge mit reichen Mitteln — jährlich 37 000 M. — auszustatten. Dem Verein ist es gelungen, neben den künstlerischen, auf Einfachheit, Sparsamkeit und geschmackvolle Einordnung neuer Bauten in die heimische Landschaft gerichteten Bestrebungen den Werken auch den Vorteil einer sparsamen wirtschaftlichen Durchführung zu sichern. Es ist somit ein glückliches und erfolgreiches Wirken für die Kultur des Landes wie auch für die Kultur des Faches, das hier seine öffentliche Anerkennung gefunden hat. —

Der dreizehnte Tag für Denkmalpflege in Augsburg 1917 findet in den Tagen vom 19.—23. September unter der Leitung des Vorsitzenden, Geh. Hofrat Prof. Dr. A. von Oechelhäuser-Karlsruhe, statt. Der Tag, für den ein außerordentlich reiches Programm aufgestellt ist und der zu den bemerkenswertesten der Denkmalpflege tage zu zählen sein dürfte, wird eingeleitet durch einen Lichtbilder-Vortrag des Stadtarchivars, Archivrat Dr. Dirr in Augsburg über „Augsburgs Kunstdenkmäler“, ein Vortrag, der einen hohen Genuß verspricht. Die Tagesordnung des ersten Tages, des 20. September, sieht vor Berichte von Prof. Dr. v. Oechelhäuser über die Kriegstagung für Denkmalpflege in Brüssel 1915; von Prof. Dr. P. Clemen-Bonn über „Denkmalpflege und Heimatschutz auf dem westlichen und öst-

lichen Kriegsschauplatz“; Vorträge von Generalkonservator Dr. Hager-München über „Restaurierung barocker Kirchengestaltungen“; von Prof. Alois Müller-München über „Erhaltung alter Fassaden-Malereien“; von Geh. Ob.-Brt. Dr.-Ing. Stübgen-Berlin über „das preußische Wohnungsgesetz“; von Prof. Dr. R. Haupt-Preetz über „das dänische Gesetz über den Schutz nichtkirchlicher Altertümer“; von Minist.-Rat v. Reuter-München über den „Umbau der Augustiner-Kirche in München“. Der Nachmittag dieses Tages ist Besichtigungen des Maximilians-Museums und der Stadt Augsburg gewidmet. — Am zweiten Verhandlungstag, 21. September, besprechen Reg.-Rt. Dr. Trendelenburg-Berlin, Landesbrt. Hieckehalle und Gen.-Kons. Dr. Hager-München „die Beschlag-

Memmingen und Ottobeuren, am 23. September ein solcher auf den Hochablaß bei Augsburg geplant. Vom 23.—28. Sept. findet zum Studium der Erhaltung und der Wiederherstellung alter Wand- und Deckenmalereien unter Führung von Dr. Hager eine Besichtigungsreise statt, bei der besucht werden die ehemalige Benediktiner-Klosterkirche Seeon zwischen Obing und Seebuck, nördlich vom Chiem-See, in der sich eine vollständige, kürzlich bloßgelegte und wiederhergestellte Ausmalung im Renaissancestil um 1579 findet. In Freising handelt es sich um gotische Malereien in der kürzlich wiederhergestellten Johannes-Kirche und um Barockmalereien im Dom; in Regensburg um romanische Malereien in der Allerheiligen-Kapelle von St. Emmeran,



Ein Dorf für Ostpreußen. Straßenansicht.



Die Zukunft der kriegsbeschädigten Bauhandwerker. Der Gasthof mit Stallungen, Scheunen und Kegelbahn. Hofansicht.

nahme der Metallgegenstände für Kriegszwecke und die Denkmalpflege“; Dombaumstr. L. Arntz-Köln spricht über „die zweckdienliche Verwertung geschichtlicher Bauwerke“; Geh. Brt. Dr.-Ing. K. Schmidt-Dresden berichtet über die Wiederherstellungs-Arbeiten an der katholischen Hofkirche und dem Zwinger in Dresden“; Prof. Schütte-Hildesheim behandelt das Thema „Baugewerke-meister und Denkmalpflege“. Am Abend dieses Tages findet ein Lichtbilder-Vortrag von Prof. Dr. Koepff-Frankfurt a. M. über „das römische Augsburg“ statt. Der Nachmittag ist wieder Besichtigungen von Bauwerken der Stadt gewidmet, wobei Vorträge von Dr. Hager und Prof. Müller gehalten werden; eine andere Gruppe führt Ob.-Brt. Holzner. Am 22. September ist ein Ausflug nach

sowie um gotische Malereien in der Dominikaner-Kirche; in Prüfening um einen romanischen Gemälde-Zyklus. Der letzte Tag dieser Reise führt die Teilnehmer in das Regen-Tal bei Roding in der Oberpfalz, wo die Zisterzienser-Klosterkirche Walderbach mit romanischer Ausmalung und die Benediktiner-Klosterkirche Reichenbach mit Rokoko-Malereien besichtigt werden. Man sieht, es ist ein überreiches Programm, das durch die unermüdeten Bemühungen Oechelhäusers, dem die von ihm geleiteten Denkmaltage im deutschen Sprachgebiet Außerordentliches verdanken, zustande gekommen ist. Wir zweifeln daher auch nicht an einem sehr starken Besuch dieses wissenschaftlich und praktisch genuß- und lehrreichen Denkmaltages. —

Gewichtsbestimmung von Bronzeglocken. Die Beschlagnahme der Bronzeglocken stellt ihre Besitzer vor die Aufgabe, das Gewicht derselben angenähert abzuschätzen. Diese Abschätzung kann einerseits nach dem Ton der Glocke erfolgen, anderseits nach dem unteren Durchmesser derselben. Für die Gewichtsbestimmung nach dem Ton gibt unser „Deutscher Baukalender“ Jahrg. 1917, Teil II, S. 66 eine Tabelle nach Koepcke, bei welcher die deutsche Rippe mit mittl. Gewicht zugrunde gelegt ist. Für die Berechnung nach dem unteren Durchmesser ist in der „Deutschen Bauzeitung“ Jahrg. 1870 eine Tabelle abgedruckt, welche die Gewichte in kg von 0,10 bis 2,90 m unterer Durchmesser von cm zu cm wachsend mit einem Gewicht von 0,5 bis 14 330,6 kg angibt. Man braucht also nur den unteren Durchmesser der Glocke zu messen, um die Tabelle benutzen zu können. Wir bringen sie daher nachstehend noch einmal zum Abdruck, da bereits mehrfach Fragen über eine einfache Gewichtsabschätzung an uns gestellt worden sind. Da die Glocken stets angenähert nach denselben Verhältnissen geformt und gegossen werden, gibt diese Tabelle einen guten Anhalt zu einer ungefähren Gewichtsbestimmung.

Unterer Durchm.	0,00	0,01	0,02	0,03	0,04	0,05	0,06	0,07	0,08	0,09
m	Gewicht der Glocke in kg									
0,10	0,5	0,7	0,9	1,2	1,4	1,8	2,2	2,6	3,1	3,7
0,20	4,3	5,0	5,7	6,5	7,4	8,4	9,4	10,6	11,8	13,1
0,30	14,5	16,0	17,6	19,3	21,1	23,1	25,1	27,2	29,5	31,9
0,40	34,4	37,2	39,8	42,7	45,8	49,0	52,3	55,8	59,4	63,2
0,50	67,2	71,3	75,6	80,0	84,6	89,4	94,3	99,5	104,8	110,3
0,60	116,0	121,9	128,0	134,3	140,8	147,5	154,4	161,5	168,9	176,4
0,70	184,2	192,2	200,4	208,9	217,6	226,5	235,7	245,1	254,8	264,7
0,80	274,9	285,3	296,0	307,0	318,2	329,7	341,4	353,5	365,8	378,4
0,90	391,3	404,5	417,9	431,7	445,8	460,1	474,8	489,8	505,1	520,7
1,00	536,6	552,5	569,3	586,4	603,6	621,2	639,1	657,4	675,9	694,9
1,10	714,2	733,8	753,8	774,2	794,9	816,0	837,5	859,3	881,6	904,1
1,20	927,1	950,5	974,2	998,4	1022,9	1047,8	1073,2	1098,6	1125,2	1151,6
1,30	1178,6	1206,0	1233,8	1262,1	1290,7	1319,8	1349,4	1379,3	1409,3	1440,6
1,40	1471,9	1503,7	1535,9	1568,6	1601,7	1635,3	1669,3	1703,9	1738,9	1774,3
1,50	1810,3	1846,7	1883,6	1921,1	1959,0	1997,3	2036,2	2075,6	2115,6	2155,9
1,60	2196,9	2238,3	2280,3	2322,7	2365,7	2409,3	2453,3	2497,9	2543,0	2588,7
1,70	2634,9	2681,7	2729,2	2776,8	2825,3	2874,3	2923,8	2973,9	3024,6	3075,8
1,80	3127,6	3180,0	3233,1	3286,6	3340,7	3395,5	3450,8	3506,8	3563,3	3620,5
1,90	3678,2	3736,6	3795,6	3855,2	3915,4	3976,2	4037,7	4099,8	4162,6	4225,9
2,00	4289,2	4354,6	4419,9	4485,8	4552,5	4619,7	4687,7	4756,2	4825,5	4895,4
2,10	4966,0	5037,2	5109,2	5181,8	5255,1	5329,1	5403,8	5479,2	5555,2	5632,0
2,20	5709,5	5787,7	5866,6	5946,2	6027,7	6109,6	6189,4	6271,9	6355,1	6439,1
2,30	6523,8	6609,3	6695,5	6782,4	6870,1	6958,5	7063,9	7137,6	7228,4	7319,8
2,40	7412,1	7505,1	7598,9	7693,5	7788,8	7884,9	7981,9	8079,6	8178,1	8277,4
2,50	8377,5	8478,9	8580,1	8682,7	8786,0	8890,2	8995,1	9101,0	9207,6	9315,1
2,60	9423,3	9532,5	9642,4	9753,2	9864,9	9977,4	10090,8	10205,0	10320,1	10436,0
2,70	10552,8	10670,4	10789,0	10908,4	11028,7	11149,8	11271,9	11394,8	11518,7	11643,4
2,80	11769,0	11895,6	12023,0	12151,3	12280,6	12410,8	12541,8	12673,8	12806,7	12940,6
2,90	13075,3	13211,0	13255,8	13485,2	13623,8	13763,2	13903,6	14045,0	14189,7	14330,6

Ein Denkmal für Zeppelin. Kommerzienrat Colman, der Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, läßt durch das W.T.B. folgende Äußerung zur Frage eines Zeppelin-Denkmales verbreiten:

„Ein Denkmal Zeppelins, soll es gebaut werden in Stein und Erz oder in seinem Sinn und der Zeit entsprechend?

Einstweilen sei sein Denkmal unser Wille zum Sieg. Wenn später die Wunden, die dieser Krieg schlug, heilen, wenn die Aecker des Friedens bestellt sind, und wenn neue Saat neue Ernte verkündet, werden sich Mittel finden, an der Stätte seines Wirkens sein Bild aufzustellen. Dann wollen wir Kindern und Enkeln zeigen, wie wir ihn sahen in Friedrichshafen in der Zeit seines schwersten Kampfes, wie er freundlich, einfach und schlicht, die Mütze zum Gruß in der Hand, schnellen Schrittes zum Ufer eilte.

Ein Nationaldenkmal, ein Steinbau vielleicht, wie groß müßte der sein, wie hoch, um seiner und dieser Zeit würdig zu scheinen. Passen sie noch in diese Zeit, Denkmäler, auf der Schönheit unserer Berge errichtet oder an den Ufern der Flüsse, Menschengröße mit Natur zu messen?

Die Denkmäler der neuen Zeit sollen Säuglingsheime sein, Volksbüchereien, Lehrwerkstätten und Siedelungen, ein starkes neues Deutschland heranzubilden. In ihnen wird Raum sein für die Standbilder unserer Großen. Wenn dann um die Büste Zeppelins die Jugend spielt, wenn sein Bild im Vorraum von Lehrwerkstatt oder Bücherei dem Eintretenden entgegen schaut, dann werden Väter und Lehrer sein Denkmal aufrichten in seinem Geist. Dann wird dieser Geist fortleben, die Schwachen stärkend und den Starken Lust einflößend, den Kampf zu suchen und allen Gewalten zum Trotz sich zu erhalten.“

Es kann nicht ausbleiben, daß diese Äußerungen

starken Wiederhall im Volke finden werden. Nichtsdestoweniger meinen wir, man soll das Eine tun und braucht das Andere nicht zu lassen. Zunächst die Befriedigung der durch den Krieg hervorgerufenen Notwendigkeiten in weitestgehendem Umfang. Das ist selbstverständlich. Es wäre aber traurig um unsere Kultur bestellt, wenn wir nicht nach ihrer Erfüllung auch noch ein Uebriges für ideale Denkmalzwecke besäßen.

Wettbewerbe.

Zum Wettbewerb Gemeindehaus und Jugendheim in St. Nicolai in Flensburg wird uns mitgeteilt: Es waren 15 Entwürfe eingegangen. Die Aufgabe war interessant, aber nicht leicht. Die eingereichten Lösungen suchen der Aufgabe von verschiedenen Seiten gerecht zu werden. Das Gegebene war, den geplanten Gemeindegarten im Norden dem Altbau anzuschließen und von dem Altbau möglichst viel zu erhalten, zumal von der Südseite, die nach dem Garten zu einen prächtigen Anblick gewährt. Viele Entwürfe zeigen ein völlig verändertes Bild, ohne daß man sagen könnte, daß etwa in modernerer Form etwas geschaffen wäre, das die sichere Ruhe des jetzigen

Gebäudes wiedergibt. Und wenn auch die ganze Art des jetzigen Baues sich nicht erhalten ließ, so müßte eine Veränderung doch mindestens etwas von der Art tragen, daß man mit gutem Recht dem Gebäude den Namen „Lutherhaus“ geben könnte. Es wurde vom Preisgericht darauf verzichtet, einen I. Preis zu verteilen. Je ein II. Pr. von 400 M. fiel an Arch. Dipl.-Ing. Guido Widmann und Arch. A. Dall, der III. Pr. von 200 M. an den Arch. Schlichting, sämtlich in Flensburg. Die Entwürfe sind im künftigen Gemeindehaus bis zum 20. Mai einschließlich von 3–6 Uhr zu besichtigen.

Chronik.

Das „Haus der Freundschaft“ in Konstantinopel. Am 27. April fand in Konstantinopel die Grundsteinlegung für das „Haus der Freundschaft“ statt. Sie stand im Zeichen des Goethe-Wortes: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.“ Das Haus wird in einer dem türkischen Empfinden angenäherten Form nach den Entwürfen des Architekten Prof. Dr. G. Bestelmeyer in Charlottenburg ausgeführt, der aus einem entsprechenden Wettbewerb siegreich hervorging. — Auch die ungarische Reichshälfte der Donau-Monarchie plant ein „Haus der Freundschaft“ in Konstantinopel, während von türkischer Seite ein ähnliches Haus für Budapest in Aussicht genommen ist.

Inhalt: Die Zukunft der kriegsbeschädigten Bauhandwerker. (Schluß.) — Nachlaß des Professors August Thiersch. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik.

Hierzu eine Bildbeilage: Diana und ihre Nympe Kalisto im Marmorbad zu Cassel.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.

Versammlungen und Berichte.

Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. In der Versammlung am 14. Januar 1916 sprach Hr. Strelow über „Abschätzung von Kriegsschäden in Ostpreußen“, an denen er von Lyck, Johannisburg und Rudzanny aus in umfangreicher Weise i. J. 1915 teil genommen hat und zwar im Auftrag der „Feuersozietät der Provinz Ostpreußen“. Redner schildert die Schwierigkeiten, die sich mangels ausreichender Unterlagen seiner Arbeit vielfach entgegenstellten, die überaus einfache, ja schlechte Ausführungsweise der Bauten, die sich nur durch gute Ofenanlagen auszeichneten, die vielfach mangelhafte und sehr enge städt. Bebauung und tadelt die Neigung der Versicherungsgesellschaft, die Schätzungen unter allen Umständen, wohl auch gegen das Gutachten des Baufachmannes, niedrig zu halten. Es müsse unbedingt dahin gestrebt werden, daß dem Architekten als Schätzer für Gebäude-Versicherungen ein größerer Einfluß eingeräumt werde. Schilderungen von Land und Leuten, Mitteilungen über die Schwierigkeiten, unter denen im halb zerstörten und z. T. noch bedrohten Lande gearbeitet werden mußte, würzten den durch eine große Reihe schöner eigener Lichtbilder unterstützten Vortrag. —

Die Versammlung am 21. Januar 1916 war nach einigen geschäftlichen Mitteilungen der Erinnerung an das langjährige Vereinsmitglied Branddirektor Westphalen gewidmet, von dessen Wirken sein Nachfolger Branddir. Krüger ein lebenswarmes Bild entwarf und die Verdienste um das Feuerlöschwesen und die Hamburger Feuerwehr im besonderen hervorhob. Diese Ausführungen, sowie der frühere Nachruf des Vereinsvorsitzenden Hrn. Classen, der einen allgemeinen Ueberblick über den Werdegang des Toten, seine Beziehungen zum Verein und zum Heere gegeben hatte, sind zu einem mit dem Bildnis des Verstorbenen geschmückten Gedenkblatt durch den Verein verbunden worden. —

Die Versammlung am 28. Januar 1916 hatte sich zunächst mit Verbands-Angelegenheiten, namentlich mit der Frage der Umgestaltung desselben, der Wahl eines Verbandsdirektors usw. zu befassen und nahm dann den Jahresbericht für 1915 durch Hrn. Baritsch entgegen, der eine eingehende Darstellung des Vereinslebens gab, das trotz der ungünstigen Verhältnisse im Krieg doch auf der Höhe erhalten werden konnte. Es folgte dann ein sogen. Bunter Abend (mit Lichtbildern), in dem Hr. Grell, der als eingezogener Landsturmmann erschienen war, die Anwesenden in die herrlichen Gefilde Südtirols führte, dabei Landschaftsbilder, Bauten und Volkstypen zeigend und schildernd. Redner schließt seinen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag mit dem Dank an Italien, daß es das Angebot Oesterreichs auf kampflose Abtretung eines Teiles des von der Natur so reich ausgestatteten Tiroler Gebietes nicht angenommen habe und dem Wunsch, daß ihm das anschließende, ebenso reizvolle Gebiet am Gardasee auch noch abgenommen werden möge. —

Die Versammlung am 11. Februar 1916 wurde nach kurzen geschäftlichen Mitteilungen, darunter der Kassenbericht des langjährigen, nun ausscheidenden Rechnungsführers Hrn. H. Himmelheber, dem der besondere Dank für seine aufopferungsvolle Tätigkeit ausgesprochen wird, durch einen Vortrag des Hrn. Rudolf Wiesener über „Kriegerheimstätten“, eröffnet.

Redner leitete seinen Vortrag mit einer stimmungsvollen Verherrlichung des Familienglückes von Falke ein, der am gleichen Tage in Ohlsdorf zur letzten Ruhe bestattet wurde. Er wies darauf hin, daß dieses Familienglück leider Tausenden unserer Volksgenossen versagt ist. Die Gründe dafür liegen vielfach in der Wohnung. Unendlich viele Wohnungen sind überbevölkert. Die Statistik sähe eine Wohnung aber erst dann als überbevölkert an, wenn in Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer mehr als 6, in Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern mehr als 11 Personen wohnen. In diesem krassen Sinn überbevölkert sind z. B. nach der letzten Statistik in Altona über 1800, in Hamburg über 5600, in Berlin über 24000 Wohnungen. Die Folge so ungesunder Zustände ist in erster Linie eine große Säuglingssterblichkeit. Dann wies der Redner darauf hin, in wie hohem Maße die drei Volks-Seuchen: Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und Alkoholismus von schlechten Wohnungsverhältnissen beeinflusst werden.

Diese Untersuchungen lassen Rückschlüsse auf die Schädlichkeit überbevölkert und schlechter Wohnungen zu. Sie gewinnen aber gerade jetzt ein besonderes Gesicht, wenn wir uns die Frage vorlegen: Was kommt nach diesem Krieg? Wie steht es mit unserer Bevölkerung in fünfzig Jahren? Ist dann unser Volk noch wehrfähig und zahlreich genug, um sich unserer Feinde zu erwehren? Unwillkürlich zieht man den Vergleich mit der Zeit nach dem Krieg 1870/71. Damals stiegen die Landstellen- und Bauplatzpreise nach selbstverständlichen nationalökonomischen Gesetzen so in die Höhe und die Wohnungen wurden so teuer, daß zum Beispiel in Berlin im Juli 1871 10600 Familien obdachlos waren. Es ist dringend nötig, unsere heutigen Verhältnisse daraufhin zu untersuchen, ob uns auch nach dem gegenwärtigen Krieg solche Vorkommnisse drohen und wie sie hoffentlich zu vermeiden sind. Redner tat das an Hand von statistischen Mitteilungen des Direktors des statistischen Amtes der Stadt Schöneberg, Dr. Kuszinski. Unter Berücksichtigung der leerstehenden Wohnungen, der Zuwanderung vom platten Land, des Wachstums unseres Volkes, der Kriegstraunungen, der Rückwanderer aus Feindesland und in der vorläufigen Annahme, daß bei Friedensschluß vielleicht zwei Jahre lang fast keine Wohnungen neu gebaut worden sind, kam er zu dem Schluß, daß dann in Deutschland ungefähr 500000 Wohnungen zu wenig vorhanden sind. Rechtzeitige Vorsorge ist da nötig. Sie wird hoffentlich geleistet werden, denn der Ruf nach Kriegerheimstätten hat einen gewaltigen Widerhall im deutschen Volk gefunden. Im März 1915 traten 28 deutsche Vereine zum „Hauptausschuß für Krieger-Heimstätten“ zusammen. Schon im Juni 1915 waren es über 600, heute sind es mehr als 2500 Organisationen aller Art, die drei bis vier Millionen deutsche Familien vertreten. Die Bestrebungen gehen dahin, Einfamilienhäuser zu bauen, da diese gesunder sind und pfleglicher behandelt werden, als die Stockwerkhäuser. Zudem eignen sie sich für kinderreiche Familien weit besser. Der Hauptausschuß richtet sein Streben auf ein Reichsgesetz, wobei aber die Ausführung den Bundesstaaten zugedacht ist. Redner schloß den grundsätzlichen Teil seines Vortrages mit einem Aufruf an den Verein, an der Arbeit für die Kriegerheimstätten mitzuhelfen.

Der Vorsitzende dankte ihm unter dem Beifall der

Versammlung, und regt eine Aussprache über die wichtige Frage an. Als Erster nahm Hr. Vicenz das Wort. Er begrüßt es, daß die Heimstättenbewegung vom Redner heute an dieser Stelle behandelt worden ist, glaubt aber, daß die geschilderten Ideale materiell nicht ausführbar sind. Als Praktiker und langjähriger Berater des großen Vereins stellte er fest, daß alle Bestrebungen, Einzelhäuser als Ersatz für billige Stockwerks-Wohnungen zu bauen, in der Ausführung gescheitert sind. So ist die Kleinwohnungs-Kolonie an der Hummelsbütteler Landstraße ein vollständiger Fehlschlag geworden. Trotz aller Einschränkungen bei dieser Anlage wurden die Mieten so teuer, daß die arbeitende Bevölkerung garnicht daran denken kann, darin zu wohnen. Die Schwarzenbeker Kolonie, von der man jetzt viel liest, kann schon wegen der Fahrpreise für Hamburg nicht in Betracht kommen. Kleinwohnungs-Kolonien für die arbeitende Bevölkerung sind vielleicht in kleineren oder mittleren Städten möglich, in Hamburg aber nicht lebensfähig.

Dem Redner folgte Hr. Distel, der ebenfalls für vollständig ausgeschlossen hält, daß bis zum Kriegs-Ende irgendwelche Einzelhauskolonien gebaut werden können, weil dazu die Arbeiter und die Baustoffe fehlen. Neue Heimstättensiedelungen sind auch nur dann möglich, wenn die nötigen Schnellbahnen gleich mit dazu gebaut werden. Da nun weder Heimstätten noch Schnellbahnen bis zum Kriegs-Ende gebaut werden können, muß der Wohnungsmangel, der sich nach dem Krieg vielleicht einstellt, ganz für sich behandelt werden. Um Mietssteigerungen zu vermeiden, ist es nötig, schon jetzt alle leerstehenden Wohnungen, vielleicht auch Geschäftshäuser, Speicher usw. in Beschlag zu nehmen, die nötigen Ein- und Umbauten vorzunehmen und Wohnungs-Höchstpreise, abgestuft nach Zimmern, festzulegen. Es ist selbstverständlich, daß die Hausbesitzer, genau wie die Warenbesitzer, entschädigt werden müssen. Ganz unabhängig von dieser Linderung einer akuten Not, kann dann auf die allgemeine Gesundung des Wohnungswesens hingearbeitet werden. Nur darf man dabei nicht vergessen, daß auch das Stockwerkshaus verbessert werden kann und muß. Wir haben heutzutage Mittel und Methoden an der Hand, um auch gesundheitlich einwandfreie Stockwerkhäuser — möglichst in der Nähe der Arbeitsstätten — zu bauen.

Hr. Rambatz nimmt dann das Wort und führt aus: Hr. Wiesener hat leider gar keine praktischen Vorschläge zur Lösung seiner Forderungen gebracht. Es ist richtig, daß das Einzelhaus die ideale Form des Wohnens ist, aber auch das Stockwerkshaus erfüllt Bedürfnisse, die das Einzelhaus nicht erfüllen kann. Viele Menschen wollen sich nicht binden, sie wollen in der Lage sein, ihre Wohnungen kündigen zu können. Ein bekannter Politiker hat nicht so Unrecht, wenn er, etwas übertrieben, die Mietskaserne als Wechselbegriff zur Freizügigkeit bezeichnet. In Hamburg hat man in der Bebauungsplan-Kommission, welcher der Redner schon lange angehört, versucht, das Einzelhaus möglichst zu erhalten. Trotz allem schwinden die Bezirke hierfür der Reihe nach weg. Auch dieser Redner warnt davor, Hoffnungen zu erwecken, die sich nicht erfüllen lassen. Die Verhältnisse sind jetzt ganz anders wie nach dem Krieg von 1870. Der Zustrom nach den Städten wird kaum mehr so groß sein, da ja schon vor dem Krieg das platte Land ganz entvölkert war. Die Grundstückspreise haben lange nicht den Einfluß der Preise auf die Mieten, wie man im Allgemeinen annimmt. Auch Angebot und Nachfrage sind nicht in so hohem Maße preisbildend. Es sind die hohen Selbstkosten und Unterhaltungskosten, welche die Mieten in die Höhe drücken. Ende der 90er Jahre zahlte man für eine l. Hypothek $3\frac{1}{2}\%$, jetzt $4\frac{1}{4}\%$, das sind 20% mehr. Damals kostete die Arbeiterstunde samt Aufschlag für den Meister 70 Pf., jetzt 1 M. 15 Pf., das sind 50% mehr. Wir wissen ja nicht, wie der Krieg ausgeht, müssen aber damit rechnen, daß wir zu den Lasten ganz bedeutend herangezogen werden. Da heißt es sparen und immer wieder sparen, um die Kriegsschulden abzutragen. Dazu muß aber das Alte sorgfältig behütet werden. Neuanschaffungen können voraussichtlich nur in geringstem Maß stattfinden.

Hr. Wiesener antwortete darauf den Gegenrednern und ging gleichzeitig zu dem Lichtbilderteil seines Vortrages über, in dem er über die Frage der Durchführbarkeit überhaupt und die großen Fragen der Land- und Geldbeschaffung sprechen will. Wenn man einmal, wie auch Hr. Rambatz und die übrigen Vorredner, das Einzelhaus für die ideale Wohnform halte, dann müsse man diesem ja auch ein freudiges „also“ folgen lassen. Es sei erfreulich, daß viele Hamburger durch Zur-Verfügungstellung von Geld und Land zeigten, daß es Hamburger Art sei, dem „ja“ ein entschlossenes „also“ folgen zu

lassen. Für die Geldbeschaffung sei vom Hauptausschuß für Kriegerheimstätten der beachtenswerte Vorschlag gemacht, der drohenden Geldknappheit auf dem Gebiet des Wohnungswesens in gleicher Weise zu begegnen, wie das mit viel Erfolg auf dem Gebiet von Handel und Industrie geschehen ist. Es ist doch ziemlich dasselbe, ob man stark gefragte Häuser als Deckung für Darlehnskassenscheine hat oder Aktien von Schiffahrtsgesellschaften oder einen Goldschatz, den man nicht zu Auszahlungen benutzt. Die Landbeschaffung sei gerade bei Hamburg nicht schwierig. Was dann noch an Schwierigkeiten übrig bleibt und zum Teil schon von den Vordnern näher erläutert ist, das muß verschwinden gegenüber der Frage: Wie wird die Wehrkraft unseres Volkes in fünfzig Jahren sein, werden dann wieder gerade aus den Großstädten so viele Armierungssoldaten ins Feld rücken, anstatt daß auch die Großstädte hauptsächlich viele wehrkräftige Truppen ins Feld stellen. Die Frage der Wohnung ist bei ihrer entscheidenden Bedeutung für die Volkszukunft mindestens so wichtig, wie die Frage der Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Kräfte. Max von Gruber hat kürzlich nicht ohne Berechtigung in Berlin den Satz geprägt: wenn Deutschland im Jahre 2000 nicht ein Volk von 200 Millionen ist, dann ist es ein Vasallenstaat Rußlands.

Die Trennung von augenblicklicher Not und allgemeiner Wohnungsnot, wie sie von Hrn. Arch. Distel verlangt wird, bedeutet eine Verschwendung in der Ausführung. Wir werden bei Friedensschluß schon aus rein eisenbahntechnischen Gründen nicht damit rechnen dürfen, daß plötzlich die gesamten Truppen in die Heimat zurückkehren können; vielmehr wird die Zurückführung der Truppen, wenn nicht, wie bei Kriegsbeginn, der ganze übrige Verkehr auf Wochen lahmgelegt werden soll, schon rein technisch mindestens ein Jahr in Anspruch nehmen. Dann müssen eben zuerst Bauarbeiter, Architekten usw. entlassen werden, und während der langen Dauer des allmählichen Rücktransportes würde ausreichend Zeit sein, genügend Heimstätten zu erbauen, wenn alle schon heute möglichen Vorarbeiten tatkräftig in Angriff genommen würden.

In Hamburg haben sich, ebenso wie in ganz Deutschland, breiteste Kreise für die Kriegerheimstätten interessiert, sodaß man mit größter Hoffnung einem vollen Erfolg entgegensehen kann. Das Kleinhaus sei technisch auch in Hamburg zu verwirklichen. Hat man jetzt auch bei allem Bauen mit höheren Gesteungskosten zu rechnen, so ständen doch die Bewohner von Gartensiedelungen besonders günstig da, weil sie aus ihren Gärten noch Erträge erzielen können usw. Die Emmich-Straße in Altona-Bahrenfeld, die der Redner in Lichtbildern zeigte, kann ihr billigstes Haus für eine jährliche Miete von 350 M. einschließlich Tilgung hergeben. Der Redner betonte dann noch die Wichtigkeit der Verkehrsfrage, insonderheit des Baues von Schnellbahnen, und die Notwendigkeit, Einzelhäuser auch zur Dauermiete abgeben zu müssen, damit die Kriegerheimstätten allen Bedürfnissen gerecht werden können. Zum Schluß seines mit Beifall aufgenommenen Vortrages zeigte er noch Lichtbilder von Entwürfen, die dem Hamburger Ausschuß für Kriegerheimstätten von Hamburger Privatarchitekten geschenkt worden sind. —

Architekten-Verein zu Berlin. Das Winter-Halbjahr 1916/17 wurde am 23. Oktober 1916 durch eine Hauptversammlung eingeleitet, in welcher sich der Verein u. a. nachträglich einverstanden zu erklären hatte mit der vom Vorstand bereits vollzogenen Beitritts-Erklärung zum „Mittel-europäischen Verband akademischer Ingenieur-Vereine“, zu welchem sich eine Anzahl österreichischer und deutscher Vereine zur Verfolgung gemeinsamer Ziele zusammen geschlossen haben. Den Vortrag des Abends hielt darauf vor einer zahlreichen, durch Gäste verstärkten Zuhörerschaft Hr. Dir. H. Kreyß von der Siemens & Halske A.-G. über den „Spreetunnel an der Jannowitz-Brücke für die A. E. G. - Schnellbahn“, bei dessen Ausführung dem Redner die Oberleitung von Seiten der Unternehmung oblag. Es ist das der 4. Tunnel unter dem Spreebett, der zur Durchführung von Straßen- und Schnellbahnen hergestellt worden ist. Bekanntlich wurde der erste Tunnel i. J. 1896—99, in einer Länge von 193 m das Spreebett bei Treptow kreuzend, mit Luftdruck und Schildvortrieb hergestellt, um die Ausführbarkeit dieser Baumethode auch im Inneren der Stadt im Grundwasser nachzuweisen. Die Ausführung erwies sich aber als viel zu kostspielig und befriedigte auch nicht, da Bodensenkungen über dem Tunnel eintraten. In den Jahren 1910—13 folgte dann die 2. Tunnel-Ausführung der Hochbahn-Gesellschaft unterhalb der Waisenbrücke mit einer Länge von

125 m, bei welcher man sich der namentlich beim Bau der westlichen Untergrundbahn-Strecke in Berlin inzwischen zu hoher Vollkommenheit ausgebildeten Grundwassersenkung bediente. Der Bau des Tunnels erfolgte in offener Baugrube abschnittsweise in der durch Fangedämme teilweise abgeschlossenen Spree. Der Bruch des Fangedammes bei Ausführung des zweiten Bauabschnittes führte hier zu erheblichen Störungen und Schwierigkeiten. Der 3. Tunnel der städtischen Nordsüdbahn, der in 67 m Länge die Spree im Zuge der Friedrich-Straße an der Weidendammer-Brücke kreuzt und der 4. Tunnel der A. E. G. - Schnellbahn, der von der Jannowitz-Brücke die Spree schräg überschreitet und infolge dessen eine Länge von 173 m besitzt, zeigen insofern in ihrer Ausführung Ähnlichkeit, als sich beide einer wasserdichten Schutzdecke bedienen, die auf Spundwände, die beiderseits des Tunnelprofils in das Flußbett eingerammt sind, unter der Flußsohle aufgelagert wird. Im Schutz dieser Decke wird dann die eigentliche Bauarbeit unter Grundwasser-Absenkung im Trockenen ausgeführt. Die Ausführungsweisen unterscheiden sich aber insofern, als bei der städtischen Ausführung, die noch nicht beendet ist, die Decke zwischen Fangedämme im Trockenen eingebaut wird, bei dem A. E. G. -Tunnel dagegen durch das Wasser hindurch abgesenkt worden ist. Redner gibt einen kurzen Vergleich der verschiedenen Baumethoden und schildert dann eingehender den Bau an der Jannowitz-Brücke, der in seinen verschiedenen Stadien in Zeichnung und Lichtbild, sowie auch in kinematographischer Aufnahme vorgeführt wird. Bekanntlich hat es auch hier nicht an einem Unfall infolge Unterspülung eines die Baugrube am Uferanschluß abdämmenden Fangedammes gefehlt, der zum Vollaufen des bereits unter der Decke ausgeschachteten und teilweise betonierten Tunnels Veranlassung gab, außer der Notwendigkeit erneuter Geld-Aufwendungen, aber keinen weiteren Schaden herbeiführte und auch die Bauausführung, die sich im Übrigen ohne weiteren Unfall glatt vollzog, nicht wesentlich verzögerte. Der lehrreiche Vortrag wurde mit Beifall aufgenommen. —

In der Hauptversammlung am 18. November 1916 machte Hr. Brt. M. Guth namens des Vorstandes nachträgliche Angaben über Gründung und Zweck des „Mittel-europäischen Verbandes akademischer Ingenieur-Vereine“, dessen Bildung Ostern 1916 unter Führung des „Oesterreich. Ing.- und Arch.-Vereins“ einerseits und des „Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure“ andererseits stattgefunden hat. Der Architekten-Verein, der nach Angabe des Redners zu 97% aus Mitgliedern besteht, die das Hochschul-Studium durch die frühere Prüfung als Reg.-Bauführer oder die jetzige als Diplom-Ingenieur abgeschlossen, und zu 80% aus solchen, die die 2. Staatsprüfung als Reg.-Baumeister bestanden haben, hat geglaubt, sich diesem neuen Verband anschließen zu sollen und an seinen Arbeiten teil zu nehmen, um dabei seine Anschauungen zur Geltung zu bringen. Der Vereins-Vorstand war daher bereits auf einer Tagung des neuen Verbandes am 18. Okt. 1916 in Berlin vertreten. Bei dieser Tagung wurden folgende Gegenstände durch Vorträge behandelt: „Gründung von Ingenieur-Kammern als Einrichtung des Reiches“ (Hauptvortrag); ferner: Techniker als Oberbürgermeister; Mißbrauch der Bezeichnungen „Ingenieur“ und „Architekt“ in Deutschland; Techniker im auswärtigen Dienst; technische Gerichtsbarkeit. Redner schloß seine eingehenden Ausführungen mit der Hoffnung, daß die begonnenen Arbeiten nicht nur dem technischen Fach und Beruf im Besonderen, sondern auch der Allgemeinheit zugut kommen möchten. —

Am 20. Nov. 1916 fand ein Vortragsabend mit Damen statt, der lebhaften Anklang fand. Hr. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. M. Zimmermann an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, der Verwalter des dortigen Schinkel-Museums, sprach als Gast über das Thema „Schinkel's Denkmäler aus Preußens großer Zeit“. Wir entnehmen den mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen den folgenden Gedankengang:

Der Schmuck der Gräber gehört zu den ältesten künstlerischen Betätigungen der Menschheit, alle vergangenen Zeiten verwendeten darauf ihre höchste Kunst. Dem gegenüber ist es beschämend, daß in der neueren Zeit, beginnend etwa mit dem Tode Schinkels, der, wie man sich in der Ausstellung des Beuth-Schinkel-Museums in der Technischen Hochschule zu Charlottenburg überzeugen kann, noch in umfassender Weise für das künstlerische Grabmal tätig war, auch Diejenigen, die über größere Mittel verfügen, den Schmuck der Gräber in den weitaus meisten Fällen nicht mehr dem Künstler, sondern der Industrie übertragen, die ihre fabri-

mäßig hergestellten Erzeugnisse in der Nähe der Friedhöfe feil bietet. Sie merken nicht, welches Unrecht sie dem Verstorbenen antun, indem sie durch die Aufstellung eines Massenartikels am Grabe seine Individualität auf dem Friedhof vernichten. Ein mit einfachen Mitteln hergestelltes persönliches Grabmal würde in vielen Fällen billiger sein, als jene Dutzendware. Erzieherisch wirken die von unseren Soldaten auf den Schlachtfeldern improvisierten Denkmäler, z. B. aus nach bestimmten Regeln aufgeschichteten Steinen oder aus nur ungefüge zugehauenen größeren Blöcken. Erfreulich ist es, daß unsere Künstler unter dem Eindruck der ungeheuren Geschehnisse des Weltkrieges Entwürfe zu Grab- und Denkmälern schaffen und daß das Volk sie lebhaft bespricht. Schinkels derartige Werke aus den Befreiungskriegen, die keineswegs nachgeahmt werden sollen, deren hohe künstlerische Wirkung jedoch Vorbildlich sein soll, können anregend wirken, die moderne Kunst in den Grenzen eines guten Geschmackes zu halten. — Auch die Sitte, das Andenken an große Kriegstaten durch Werke der Monumentalkunst zu ehren, ist uralte. Freilich handelt es sich dabei meist um die Verherrlichung der Herrscher, von den Pharaonen, die ihre Kriege an den Wänden der Tempel und Gräber darstellen ließen, und den römischen Kaisern, die sich Triumphbögen und -Säulen errichteten, an. Seit der italienischen Renaissance wird es üblich, dem Herrscher, ob er Verdienste hatte oder nicht, Denkmäler zu errichten, und durch das Beispiel Ludwigs XIV. von Frankreich fand dieser Gebrauch weiteste Verbreitung. Auch beim Denkmal für Friedrich den Großen handelte es sich um die Verherrlichung eines Fürsten, aber dieser war volkstümlich wie keiner vor ihm, und zum ersten Mal erscheint eine solche Ehrung als die Angelegenheit eines ganzen Volkes. Die Denkmäler für die Befreiungskriege sind die ersten, die das Volk sich selber setzte. Eine Parallele dafür findet sich in der griechischen Antike. In der „Bunten Halle“ am Markt zu Athen war die Schlacht bei Marathon auf die Wand gemalt und die Thebaner errichteten am Grab ihrer bei Chaeroneia Gefallenen einen noch heute stehenden Löwen. Die Befreiungskriege waren wie jene Kämpfe der Griechen um ihre Freiheit wahrhafte Volkskriege, so tauchte denn auch der Gedanke des Nationaldenkmales, der uns jetzt so geläufig ist, wieder auf, und Schinkel gab ihm Gestalt in vielen schönen, unter sich sehr verschiedenen Entwürfen, statt deren leider nur das unbedeutende Denkmal auf dem Kreuzberg, gegen dessen Form er sich selber gewehrt hatte, zur Ausführung gekommen ist. Möge unsere Zeit zur Verherrlichung der deutschen Ruhmestaten im Weltkrieg einen gleich genialen Künstler finden, und möge dessen Entwürfen ein besseres Schicksal beschieden sein. —

Münchener (Oberbayer.) Architekten- und Ingenieur-Verein. Mit seiner Hauptversammlung beschloß der Verein in herkömmlicher Weise das Winterhalbjahr. Trotz der Ungunst der Zeit und der Schwierigkeit der Kohlennot hat das Vereinsleben in diesem Winter dank einer Reihe gehaltvoller Veranstaltungen — Vorträge und Gedenkleiern — eine Anziehung erwiesen, die auch im Frieden als ungewöhnlich hätte gelten dürfen. Dem Jahresbericht, den der 1. Vorsitzende, Arch. G. Meister, erstattete, ist zu entnehmen, daß der Mitgliederstand am 1. Januar 1917 542 betrug, von denen 81 beim Heere stehen. Auf dem Felde der Ehre sind 2 Mitglieder (Arch. Goschenhofer und Baumtass. Stengler) gefallen. Außerdem starben 10 Mitglieder, darunter C. Hocheder, Aug. Thiersch, Schwining, Bertsch und Ostenrieder. Eingaben richtete der Verein an die Firma Krupp zugunsten der Beschäftigung von einheimischen Architekten und Baulfirmen, an den Magistrat München behufs Mittelbereitstellung nach dem Muster anderer Städte für architektonische Aufgaben, um der Not vieler Architekten zu steuern, endlich an das Staatsministerium um Veranstaltung von Wettbewerben für spätere öffentliche Bauten und um Entwurfs-Vorbereitung für spätere gemeindliche und kirchliche Bauten. Gegen die Entwurfsvergebung zum „Haus der Freundschaft“ in Konstantinopel wurde mit anderen Vereinigungen der bekannte Einspruch erlassen. In der Münchener Oberbauratsfrage nebst Neuorganisation des Stadtbauamtes wurde mit anderen Körperschaften und mit der Stadtverwaltung Fühlung genommen, und es ist zu hoffen, daß der Einfluß des Vereins die Frage zu einem dem Stand und seinen Interessen dienlichen Abschluß bringt. Von den Wochenversammlungen sind die stimmungsvollen Gedenkabende für Thiersch und Hocheder und die würdige Feier des 50jährigen Vereinsjubiläums hervorzuheben. Erfreulich war auch das Ergebnis der Hilfstätigkeit. Für allgemeine Kriegshilfe wurden bisher 12424 M. von Mitgliedern ein-

bezahlt, für Unterstützung von Mitgliedern oder Kriegerfamilien 3776 M. Davon wurden 11480 M. und 1010 M. ihrem Zweck zugeführt. Weitere 750 M. wurden zu Weihnachtsgaben und Familienspenden verwendet. Zum vaterländischen Hilfsdienst wurde eine Meldestelle für Architekten und Ingenieure eingerichtet. Der von dem Kassierer, Reg.-Rat Schimpfle, erstattete Rechnungsbericht weist in Einnahmen und Ausgaben 18785 M., der Vermögens- und Kassenbestand 16917 M., der Wirtschaftsplan für das nächste Jahr 9180 M. aus. Bei der Neuwahl für die satzungsgemäß ausgeschiedenen Ausschuß-Mitglieder wurden gewählt: Ob.-Ing. A. Fraaß, Reg.-Rat Haselbeck, Bauamtmann Herndl, Ob.-Ing. Proksch und Arch. Steinlein, als Ersatzmänner Prof. Fuchsberger, Ob.-Ing. Künzel, die Arch. Lindner und Röder und Bauamtmann Winterl. Der Vorsitzende schloß die Versammlung mit dem Wunsch, daß uns beim Wiederbeginn des Vereinsjahres der Friede beschert sein möge. —

Pfälzischer Architekten- und Ingenieur-Verein. Vorstands- und Ausschuß-Sitzung vom 2. Febr. 1917 zu Neustadt a. d. Haardt.

Der Vorschlag zur Neuwahl der Vorstandschaft des „Bayerischen Architekten- und Ingenieur-Vereins“, der wie üblich vom Vorstand der Oberbayerischen Kreisgesellschaft aufgestellt wird, soll für die Folge an die Kreisgesellschaften nicht kurz vor der Wahl, sondern mindestens einen Monat vor dieser hinausgegeben werden. Der 1. Vorsitzende, welcher den „Pfälzischen Architekten- und Ingenieur-Verein“ in der auf den 10. Febr. 1917 in München anberaumten Ausschuß-Sitzung zu vertreten hat, wird das bei der Vorstandschaft in München anregen.

Nachdem die Kreisregierung der Pfalz die Bildung der Pfälzischen Bauberatungsstelle bis zur Beendigung des Krieges ausgesetzt zu sehen wünscht, wird beschlossen, bis dorthin zuzuwarten, dann aber mit allen Mitteln die mit der Bauberatungsstelle verknüpften Fragen zur Lösung zu bringen. Zersplitternde Angliederungen sollen vermieden werden.

Es wird mit Recht darüber geklagt, daß sich in der Pfalz zum Schaden der heimischen Werte fremde künstlerische Einflüsse geltend machen, meist auf Veranlassung von Körperschaften und Persönlichkeiten, die den Aufgaben nicht das richtige Verständnis entgegen bringen. Es soll ein Ausschuß gebildet werden, die geeignete Gegenmaßregeln berät und vorschlägt. — E.—

Im Verein für Kriegerheimstätten in Stuttgart sprach am 8. Nov. 1916 Hr. städt. Baurat Muesmann unter lebhaftem Beifall über: „Kleinhäuser mit Garten“. An der Hand zahlreicher Lichtbilder gab er einen Ueberblick über den Kleinhäusbau, wie er in einer Anzahl der bekanntesten Kolonien Württembergs (Falterau, Luginsland, Obereßlingen, Oberndorf, Friedrichshafen) zur Ausführung gekommen ist. Redner schilderte das Ausmaß der Größenverhältnisse, den Grundriß, den Aufbau, die wohnungstechnische Seite dieser Kleinhäuser und besprach namentlich auch die Kosten, die während des Krieges besondere Schwierigkeiten bieten. Für Großstuttgart muß mit einem Zuschlag zu den sonst üblichen Baukosten von 30—40% gerechnet werden. Bei einer Kolonie in Norddeutschland, mit deren Errichtung im Krieg fortgeföhren wurde, ergaben sich sogar Mehrkosten von 100%. Ein Kleinhäuser mit einem Gemüseland von etwa 300 qm, das zur Ernährung einer fünfköpfigen Familie (ohne den Kartoffelbedarf) ausreichte, würde im Gebiet von Großstuttgart nach den Berechnungen des Vortragenden auf etwa 7600 M. zu stehen kommen, sodaß die Verzinsung bei 5% den Betrag von 380 M. erfordert, dazu kämen Steuern und sonstige Abgaben, Ausgaben für die Straßenbahn usw., sodaß die jährlichen Ausgaben für das Eigenheim etwa 450—500 M. betragen würden. Inwieweit nach dem Krieg ein Rückgang der gesteigerten Baukosten eintritt, läßt sich zum voraus nicht sagen. Jedenfalls wird es Aufgabe aller beteiligten Kreise sein, darauf hinzuwirken, daß die hohen Baukosten durch gute Erschließung der Gelände, durch billigen Hausbau, durch Typengestaltung in der Bauweise u. a. m. möglichst ausgeglichen werden. Von Interesse waren in dem Vortrag auch die Mitteilungen über verschiedene Einzelheiten wohnungstechnischer Art. Die Erfahrungen mit der Wohnküche waren in den einzelnen Ländern verschieden. Bewährt hat sich die zur Verbilligung wesentlich (bis zu 20%) beitragende Errichtung von schmalen Zugangswegen an Stelle der teuren Fahrstraßen. Unter den württ. Kleinhäuserkolonien steht das Zeppelin Dorf in Friedrichshafen zweifellos mit an erster Stelle. —



DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. № 41. BERLIN, DEN 23. MAI 1917.

Denkmal-Entwürfe aus Preußens großer Zeit.



ie eigenartige und alles überragende Stellung, die König Friedrich II. in der politischen Entwicklung Preußens zu einem geschlossenen Staatswesen eingenommen hat, eine Stellung, die nicht nur in der Bezeichnung „Friedrich der Große“, sondern mehr noch in der weit

darüber hinausgehenden Bezeichnung „Friedrich der Einzige“ durch seine Zeitgenossen zum Ausdruck kommt, spiegelt sich namentlich auch in den zahlreichen Denkmal-Entwürfen wieder, die nach seinem Tod von den größten Künstlern seiner Zeit aufgestellt wurden. Schinkel hat einmal ausgesprochen, der Anblick großer Denkmäler führe uns das ideale Bild ganzer Nationen in die Gegenwart zurück; im Sinne dieses Wortes sind die Denkmal-Entwürfe von Heinrich Gentz, Friedrich Gilly und Carl Friedrich Schinkel entstanden, die im Nachfolgenden dargestellt und kurz besprochen seien. Heinrich Gentz ist der älteste der drei Künstler; am 5. Februar 1766 geboren, am 3. Oktober 1811 gestorben, war er mit Beginn des neuen Jahrhunderts aus Weimar nach Berlin zurückgekehrt und trug sich mit dem großen Gedanken einer Verschönerung des Herzens der Hauptstadt Preußens, jenes Platzes, den schon Knobelsdorff hatte zu einem Forum Fridericianum ausgestalten wollen. Aus dem Jahre 1806 entstammt ein erhaltener Plan hierfür, der als ein dritter Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs des Großen von Heinrich Gentz aufzufassen ist. Ein erster Entwurf entstand im Jahre 1791 als Ausfluß eines Wettbewerbes, den der Minister von Heinitz ausgeschrieben hatte. An ihm beteiligte sich der „Oberhofbauamts-Kondukteur Gentz“ in Rom. Der Entwurf hat sich nur in einer Grundrißdarstellung erhalten, die Adolph Doebber in seiner Monographie über Gentz veröffentlichte. Der Entwurf zeigte den König zu Pferd, mit der antiken Toga bekleidet. Die Kostümfrage spielte damals eine große Rolle und war mit ein Grund des Scheiterns des Wettbewerbes. Chodowiecki, Schadow und viele andere Mitglieder der von Friedrich II. gestifteten Akademie der Wissenschaften sprachen sich für die historische Tracht aus, der Rektor Frisch und Carstens für das antike Gewand. Auch der König entschied sich für letzteres, weil das jetzige Kostüm sich für Statuen nicht schicke. Infolge der politischen Unruhen ruhte je-

doch der Denkmal-Gedanke, den der König erst 1796 wiederaufnahm. Langhans schlug vor, als Gegenstück zu dem von ihm errichteten Brandenburger-Tor am anderen Ende der Linden einen runden offenen Tempel zu errichten und in ihm die Statue des Königs aufzustellen. Langhans, Hirt, Gentz und Gilly bearbeiteten Entwürfe zu solchen Tempeln, von denen vor allem der Entwurf von Gentz hier unsere Aufmerksamkeit beansprucht. Wir stellen ihn in Grundriß und Aufriß, letzteren nach einer von Doebber vollendeten Skizze des Künstlers, S. 207 dar. Als Platz hatte sich Gentz das Gelände zwischen Opernhaus und königlichem Palais, sowie zwischen Zeughaus und dem Palais des Prinzen Heinrich gewählt. Den quer laufenden alten Festungsgraben wollte er überwölben, um den „anerkannt schönsten Platz der Hauptstadt“ dadurch zu veredeln. Der Verkehr sollte nördlich und südlich des Denkmals durch je eine Fahrstraße, für die Fußgänger durch eine Säulenhalle geleitet werden. Mit den Säulenhallen sollten 4 Pavillons verbunden werden, von denen einer die Artilleriewache, ein anderer ein Kaffee- und Speisehaus, ein dritter zu Kaufläden benutzt und der vierte zum Palais gezogen werden sollte. Das Denkmal selbst auf 6,75^m hohem, archaisierenden Unterbau sollte aus einem Rundtempel und einer korinthischen Doppelsäulenstellung bestehen und unter reich geschmückter Kuppel auf hohem Porphyr-Sockel die Statue des Königs in antikem Gewand aufnehmen. Nach den erläuternden Bemerkungen von Gentz sollte die Statue des Königs so viel als möglich vor die Augen seines dankbaren Volkes gebracht werden. „Weih-Altäre an den Ecken der Platteform hat gleichsam der König und das Vaterland dem Genius des Verstorbenen errichtet. Der untere Vorplatz vorn und hinten ist mit je einem Obelisk geziert. An jeder Ecke des Untersatzes auf den untersten Stufen desselben liegt ein ägyptischer Löwen-Sphinx, das Symbol der erhabenen Ruhe.“

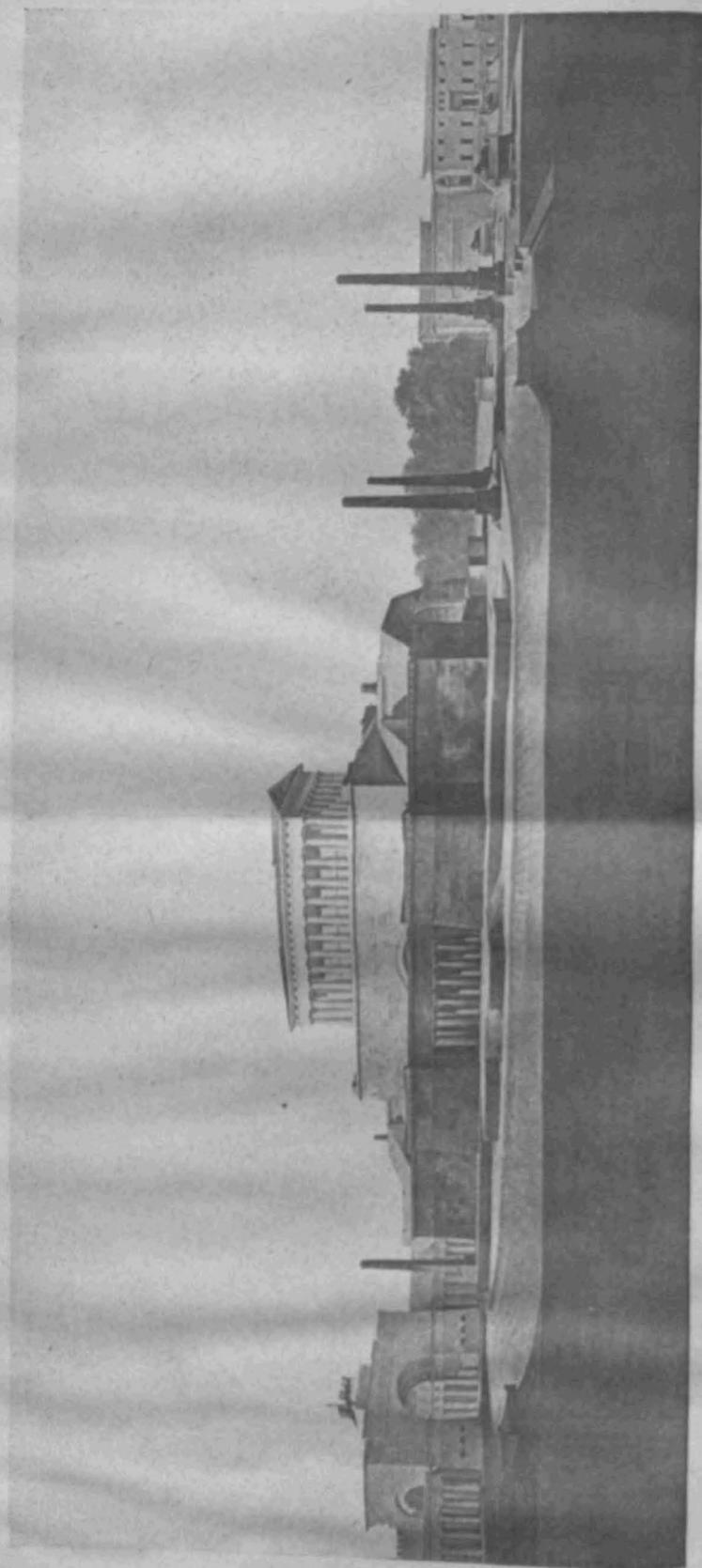
Der dritte Entwurf von Gentz ist für dieselbe Stelle gedacht. Die Straße Unter den Linden war glatt durchgeführt angenommen und zu beiden Seiten durch zwei 50^m weite Halbkreise erweitert, in deren Mittelpunkten sich die Statuen des Großen Kurfürsten und die Friedrichs des Großen erheben sollten. Eine „Statua equestris“, nach dem Entwurf Schadows so, „wie die Alten die dacischen, überhaupt die nordischen Könige zu bekleiden pflegten“. Die halbkreis-

lörmigen Bauwerke, an die sich verschiedene Raumgruppen anschlossen, sollten den Statuen als Hintergrund dienen, aber 2 m niedriger als die 9,5 m hohen Statuen sein. Die Bauwerke sollten so den Statuen ein „Ansehen von Kolossalität“ geben. Die Halbrunde waren durch Säulenstellungen unterbrochen und durch Nischen belebt. In 12 Nischen jeden Halbrun-

den Statuen und die Umgebung der Architekturen und Gartenanlagen und durch die grandiosen in der Nähe stehenden Gebäude unstreitig zu einem solchen Ansehen gehoben, daß ihm wenig Plätze in Europa den Rang mehr streitig machen könnten“.

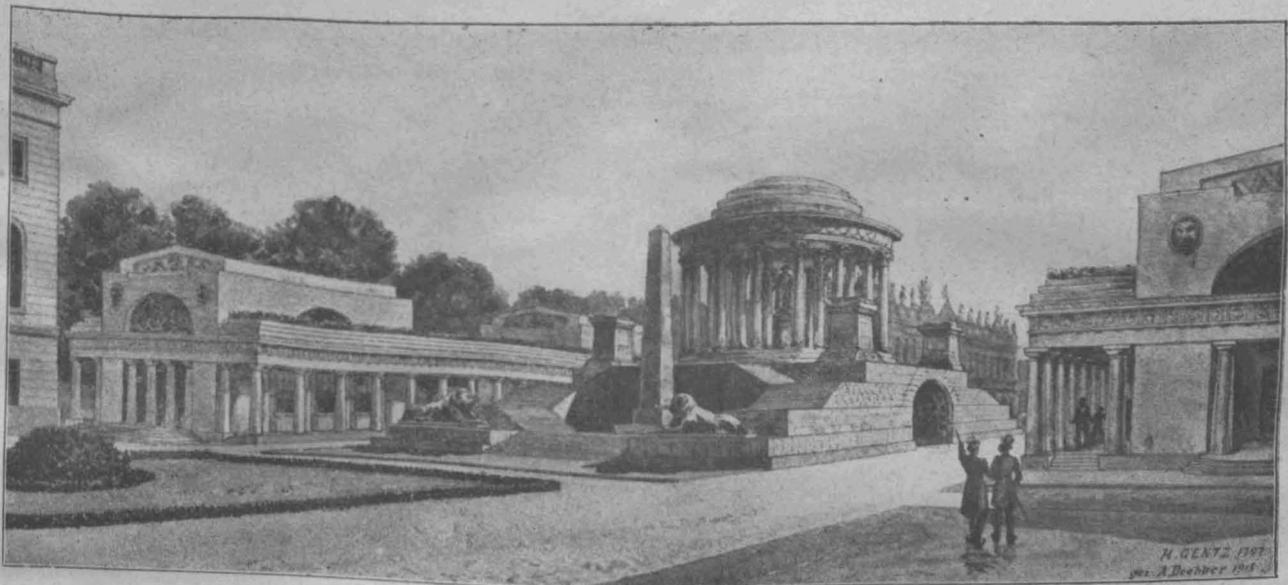
Gleichwohl entstand damals ein Entwurf mit dem gleichen Vorwurf, der ungleich bedeutender sein sollte, als die beiden Entwürfe von Heinrich Gentz: der Entwurf von Friedrich David Gilly zu einem Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Leipziger-Platz zu Berlin (Abb. nebenst. u. S. 207.). Für diesen Entwurf erntete Gilly, der, am 16. Februar 1772 in Altdamm bei Stettin geboren, bereits am 3. August 1800 starb, so allgemeine Anerkennung und Bewunderung, daß er nach den Aufzeichnungen Schadows von seinen Zeitgenossen für das größte Genie des Baufaches gehalten wurde. Der Entwurf war auf der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1797 ausgestellt. Er ist gleich der Arbeit von Gentz ein Einspruch gegen die leichte französische Architektur der vorausgegangenen Zeit, wurde aber damals als in den anderen Gegensatz zu archaischer Strenge fallend erklärt, eine Ausstellung, die dem Entwurf heute zum Ruhm gereicht. Denn nicht nur aus seiner Entstehungszeit heraus betrachtet, sondern selbst vom heutigen Standpunkt aus handelt es sich um einen so bedeutenden architektonischen Ausdruck, daß er zum größten der architektonischen Kunsttätigkeit aller Zeiten zählt und es begreiflich macht, daß Schinkel vor ihm mit solcher Begeisterung erfüllt wurde, daß er Gilly zu seinem Lehrer wählte. Die Denkmal-Anlage ist mit dem Leipziger Platz, der gegen den Potsdamer Platz durch eine torartige Gebäudegruppe mit Triumphbogen-Motiv abgeschlossen ist, zu einer künstlerischen Einheit verbunden. Das Denkmal sollte seine Stelle mitten auf dem Leipziger Platz, in der Achse der Leipziger Straße finden. Aus der Platz-Ebene erhebt sich ein gewaltiger Unterbau mit umfangreichen Treppen-Anlagen. Die Mauern der starken Substruktionen sind an der Nord- und an der Südseite durch eine dorische Doppelsäulenstellung durchbrochen. Es findet sich hier schon das Motiv, das Schinkel später bei dem Unterbau seines Entwurfes für eine Residenz an der Havel anwendete. Die Umgebung des Unterbaues ist mit Obelisken und Sphinxen bereichert. Auf dem Unterbau nun erhebt sich in der Art einer Akropolis ein mächtig wirkender dorischer Peripteros. Die Cella des Tempels sollte in einer Nische die Bildnisstatue des großen Königs aufnehmen. Das Ganze — Denkmal und Platz-Anlage — ist eine der größten Architektur-Leistungen aller Zeiten und macht es verständlich, daß sie der Keim zu der Kunst-Entfaltung wurde, die uns in dem Lebenswerk Schinkels als eines der bedeutendsten künstlerischen Vermächtnisse des 19. Jahrhunderts erhalten ist. Denn hier finden sich schon alle Elemente

Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Leipziger-Platz zu Berlin von Friedrich David Gilly (16. Febr. 1772 — 3. Aug. 1800).



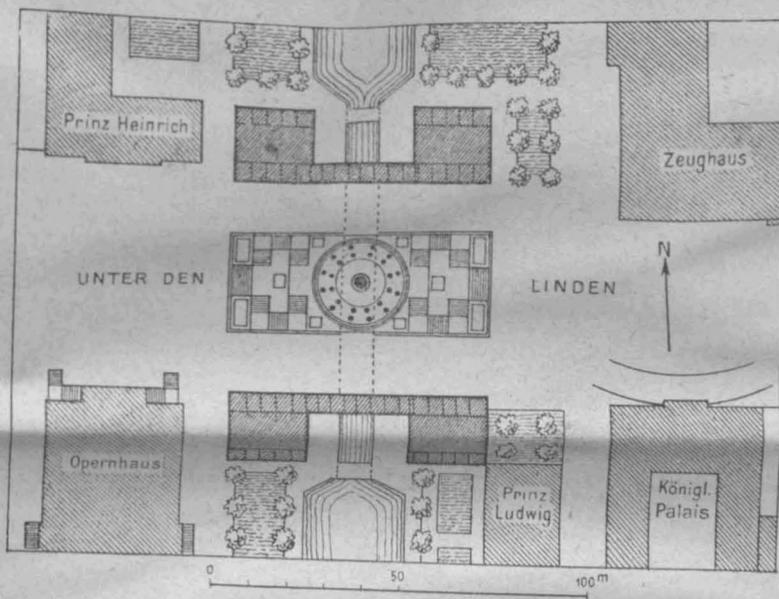
des sollten als „eine schickliche Begleitung des großen Königs Marmorstatuen von Männern aufgestellt werden, welche ihre Kräfte dem Dienste des Staates und des großen Regenten auf eine ausgezeichnete Art widmeten“. Gentz schuf so eine Platzanlage mit Querachse zu den Linden, an deren Wirkung er große Erwartungen knüpfte. Er meinte, es würde dieser neue

architektonischer Schöpferkraft, welche die größten Entwürfe Schinkels auszeichnen, insbesondere seine Arbeit zu einem Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Mühlentempel bei Sanssouci in Potsdam. Der Entwurf ist von Gilly selbst als ein „Ehrentempel für König Friedrich den Großen von Preußen“ bezeichnet und aus dem Jahre 1797



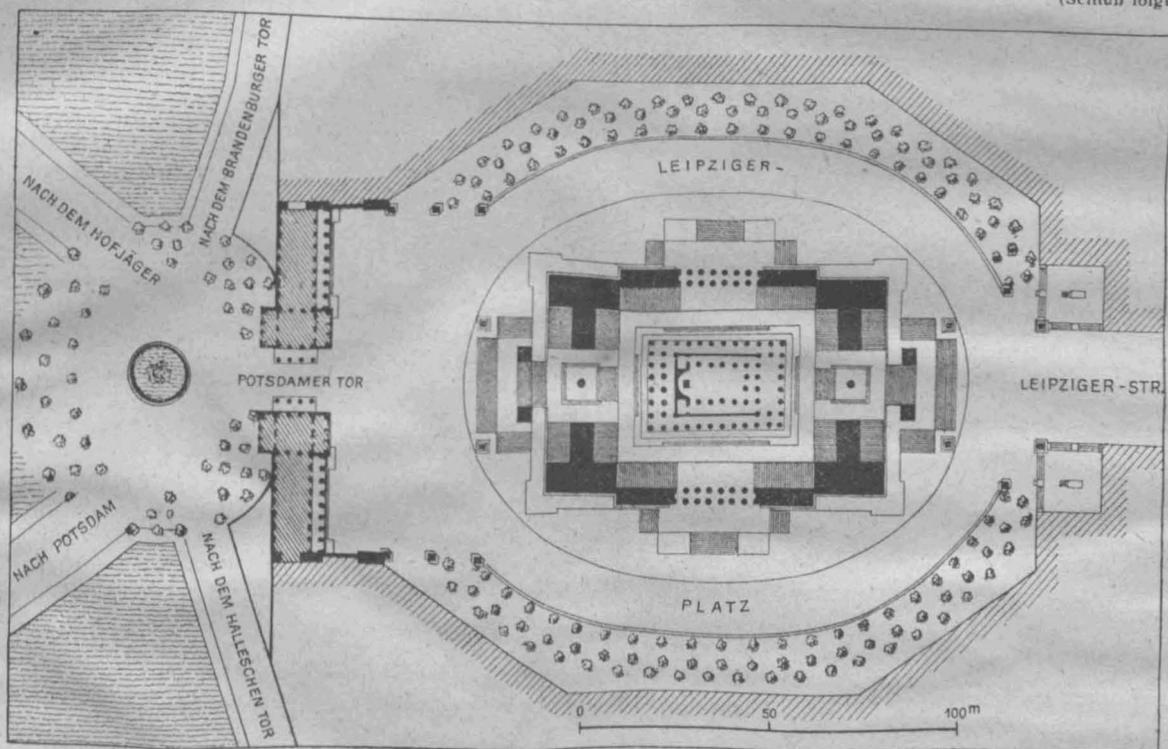
Zweiter Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs des Großen. 1797. Unvollendete Originalskizze von Heinr. Gentz. Nach A. Doebber.

datiert. Man versteht angesichts dieser hervorragenden Arbeit des erst 25-jährigen, wenn der Grabstein des wenig mehr als 28 Jahre alt gewordenen Künstlers von diesem sagt, er sei ein Liebling des Himmels, ein Künstler der edelsten Art gewesen, in welchem „die Fülle des Genies mit der Reinigkeit des ächten Geschmacks und der inneren reizenden Harmonie einer schönen gebildeten Seele die Kunst mit dem Leben sich verschlang“. — Wir



empfinden es angesichts dieses Entwurfes, namentlich im Vergleich mit der vorstehenden Arbeit von Heinrich Gentz, daß die Worte des Grabsteines keineswegs Uebertreibungen sind. Im jüngeren Gilly scheinen Mensch und Künstler zu seltener Harmonie und in seltener seelischer Uebereinstimmung vereinigt gewesen zu sein. Daher wirkte sein frühes Hinscheiden so niederdrückend auf die Zeitgenossen. —

(Schluß folgt.)



Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Leipziger-Platz zu Berlin von Friedrich David Gilly (16. Febr. 1772 — 3. Aug. 1800)



usgrabungen der Sieglin-Expedition (Serapeion) in Alexandria (1901 u. ff.). Im Jahre 1900 durch den archäologischen Beirat der Expedition, Prof. Dr. Schreiber in Leipzig, zu der Leitungs-Übernahme der geplanten Ausgrabungen veranlaßt, ließ sich Prof. August Thiersch auf ein Jahr von der Technischen Hochschule beurlauben. Im Winter 1900—1901 und im darauf folgenden Frühjahr erfolgte die Freilegung des um die Pompejussäule gelegenen ausgedehnten Geländes, auf dem einst das wichtigste Heiligtum Alexandria's, das Serapeion, stand. Leider wurden fast nur die Bettungen der Bauwerke in dem Felsboden mit geringfügigen einzelnen Mauerresten gefunden. Seine reichen archäologischen Kenntnisse und sein baukünstlerisches Geschick setzten jedoch Aug. Thiersch in den Stand, die einzigen Prachtbauten, die die kunst sinnigen Ptolemäer an dieser Stätte errichtet hatten, im Geist wieder zu schauen und in der Zeichnung wieder herzustellen. Der Grundriß des Ausgrabungsbefundes v. J. 1901 zeigt rechts oben an der Nordwestecke Baugruben von einer von der übrigen ausgedehnten Anlage um etwa 8° abweichenden Richtung. Aug. Thiersch deutete sie als Bettungen einer vielleicht den Ptolemäern vorausgehenden, vielleicht vom Lagos selbst noch errichteten Tempelanlage im ägyptischen Stil, dem ursprünglichen Heiligtum des Serapis mit den Apigräbern im Unterbau des allerheiligsten Raumes. Zwei mächtige Pylonenpaare hätten den Zugang zum Vorhof sowohl von Norden wie von Osten her vermittelt. Bei der weiteren Ausdehnung der Bauanlagen und ihrer Einfügung in das rechtwinklige Straßennetz des inzwischen erstandenen Alexandria ist die Abweichung der Neubauten von der Orientierung des ägyptischen Tempels notwendig geworden und dieser selbst in dem im griechischen Stil erbauten neuen Serapeion aufgegangen. Die baulustigen Könige haben zwei neue tempelartige Bauten hinzugefügt, die Tempelhöfe erweitert und mit prächtigen Toranlagen versehen, bis schließlich ein römischer Statthalter unter Diocletian nochmals Erweiterungen vornahm und hinter dem Ostpropyleon die beiden mächtigen monolithen Säulen errichten ließ, von denen die eine noch aufrecht steht und irrtümlich als Pompejus-Säule bezeichnet wird. An die große Bauanlage schloß sich ein langgestrecktes Stadion mit großartigen Unterbauten für die Sitzreihen an, von denen ein noch vorhandener geringer Rest und die Bodenmodellierung die Grundlage für die teilweise zeichnerische Wiederherstellung abgaben.

Der Leuchtturm „Pharos“ am Hafen von Alexandria. Der Aufenthalt in Alexandria bot Aug. Thiersch auch die Gelegenheit, sich nach den Ueberresten des berühmten Leuchtturmes umzusehen, der sich einst auf der Insel Pharos zwischen den beiden Schiffshäfen erhob und nach ihr den Namen erhielt. Fundamentgrabungen zu neuen Bauwerken, die gerade in jener Zeit stattfanden, förderten die Grundmauern des Pharos zu Tage. Da alte Münzbilder ziemlich eingehende Darstellungen des Turmes geben, war es möglich, auf diesen Grundlagen eine ziemlich sichere bildliche Wiederherstellung des Bauwerkes zu gewinnen. Der kastellartige Turm enthielt um die bequem ansteigende Treppe herum in vielen Geschossen Reihen von zellenartigen Räumen, vielleicht zur Aufnahme einer militärischen Besatzung als Hafenswache; darüber auf schlank ansteigendem Aufbau den Aufsatz zur Bergung des Leuchtfeuers, das nächtlicherweile dem nahenden Schiffer den Weg wies. In den ausgestellten Zeichnungen sind zwei Entwürfe für den Aufbau des Turmes gegeben.

Griechische Gräber bei Alexandria. Eine bereits offen vorgelundene Grabkammer am Meeresufer ist von Aug. Thiersch in 3 Blättern in ergänzter Aufnahme dargestellt. Im Hintergrund der Kammer ist in Stein ausgegearbeitet ein Ruhebett in schönen griechischen Formen, seiner Höhlung nach zur Aufnahme eines Sarkophages

bestimmt; dahinter und in seitlichen Erweiterungen kleine Kammern (Loculi) ebenfalls zur Einmauerung von Särgen. Die Anlage zeigt eine feine schlichte Ornamentierung in Malerei.

Ein größeres Felsgrab im Garten des Herrn Antoniadès war bestimmt, in seinen vielen Kammern eine große Anzahl von Sarkophagen zu bergen. Die dorische Architektur des Mittelraumes weist auf hellenistisch-römische Zeit hin.

Eine nebenan ausgestellte Zeichnung zeigt die Wiederherstellung eines römischen Grabmales bei Salona in Dalmatien. Der Aufbau bekundet eine nahe Verwandtschaft mit den Denkmälern in der Gräberstraße von Pompeji.

Das Trophäum des Augustus bei Monaco und die Tourmagne bei Nîmes. Eine Reise in das südliche Frankreich im Herbst 1910 veranlaßte Aug. Thiersch zu Wiederherstellungs-Versuchen von zwei Denkmälern der römischen Kaiserzeit, die in ihrem Aufbau eine gewisse Ähnlichkeit zeigten. Von dem einen, das von Augustus zum Andenken an die Unterwerfung der Alpenvölker bei dem heutigen Monaco auf einer Anhöhe am Fuß der Meeralpen errichtet wurde, ist ein gewaltiger Ueberrest in Gestalt eines gesprengten Rundturmes, jetzt la Turbie genannt, vorhanden. Die Gliederung des Turmes und die Reste einer dorischen Säulenstellung gaben den Anhalt für den Wiederherstellungs-Versuch, der in seiner phantasievollen Ausbildung den prunkvollen Reichtum eines römischen Ehrendenkmales zeigt.

Das zweite ähnliche Denkmal, von dem bei Nîmes, dem alten Nemausus, ein Rest vorhanden ist, der jetzt Tourmagne genannt wird, scheint ursprünglich freistehend angelegt, später jedoch bei der Befestigung der Stadt in die Umwallung einbezogen und umgebaut worden zu sein. Der Bestand der Ruine läßt die Wiederherstellungs-Versuche als wohl begründet erscheinen.

Verschiedene Wiederherstellungs-Versuche. Durch sein Lehrlach, die Baugeschichte des Altertumes, wurde Aug. Thiersch stets zu neuen Wiederherstellungs-Versuchen der bereits erforschten Baudenkmäler veranlaßt, wenn ihn die vorhandenen Ergänzungs-Versuche nicht befriedigten. So hat er die Basilika in Pompeji mit getreuer Verwendung der vorhandenen Reste bei den Rekonstruktionen mit offenem Mittelraum der Fall ist.

Der Rundbau auf Samothrake, vom österreichischen archäologischen Institut erforscht, war zur Feier von Mysterien bestimmt und dürfte dementsprechend zur Aufnahme einer größeren Menge von Zuschauern bestimmt gewesen sein, als die Niemann'sche Ergänzung sie zuläßt.

Die Tholos in Epidauros, deren rätselhafter Unterbau verschiedene Zweckbestimmungen vermuten läßt, wurde von Aug. Thiersch im Verein mit seinem Sohn, Prof. Hermann Thiersch (Freiburg), als Musikhalle gedeutet und dementsprechend mit vielen Fensteröffnungen und hölzernem Kuppeldach ergänzt, um der außen wandelnden Volksmenge einen vollen Musikgenuß zu ermöglichen. Jedenfalls ist diese Rekonstruktion wahrscheinlicher, als die eines in der Mitte offenen Brunnenhauses von DeLasse.

Das Lebenswerk von Aug. Thiersch ist würdig, in einer mit Abbildungen ausgestatteten Veröffentlichung zusammenhängend dargestellt zu werden. Da eine Aussicht hierzu gegenwärtig nicht vorhanden ist, so glaubte die Architekten-Abteilung der Technischen Hochschule das Andenken an den beliebten und verdienstvollen Kollegen und Meister durch die Ausstellung seiner Werke ehren zu sollen. Es wird die Erwerbung der charakteristischen Arbeiten für die Architektur-Sammlung der Technischen Hochschule angestrebt, deren Tätigkeit dahin haben, in ihren Archiven zu sammeln. —

München, im Mai 1917.

Fr. v. Thiersch. J. Bühlmann.

Vermischtes.

Dem kgl. Technischen Oberprüfungsamt in Berlin gehören vom 1. April d. J. ab an: Minist.- und Ob.-Baudir. a. D., Wirkl. Geh. Rat Dr. - Ing. Schroeder als Präsident, Minist.- und Ob.-Baudir. a. D., Wirkl. Geh. Rat von Doering als Stellvertreter des Präsidenten, Minist.- und Ob.-Baudir., Wirkl. Geh. Rat Dr.-Ing. Wichert, Abt.-Vorst., Wirkl. Geh. Ob.-Baurat Thoemer, Abt.-Vorst., Wirkl. Geh. Ob.-Baurat Dr.-Ing. Blum, Abt.-Vorst., Wirkl. Geh. Ob.-Baurat Germelmann, Stellvert. des Abt.-Vorst., Wirkl. Geh. Ob.-Baurat Dr.-Ing. Müller, Stellvert. des Abt.-Vorst., Geh. Ob.-Baurat Saal, Stellvert. des Abt.-Vorst., Geh. Ob.-Baurat Hoogen, Stellvert. des Abt.-Vorst.,

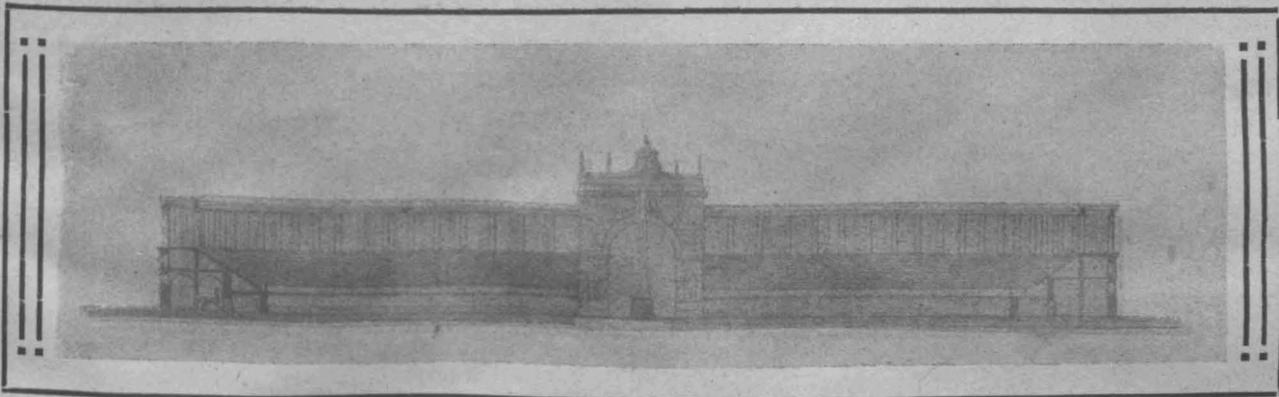
Geh. Ob.-Baurat Domschke, Wirkl. Geh. Ob.-Baurat Gerhardt, Geh. Reg.-Rat, Prof. Grantz, Stadtbaurat und Geh. Baurat Krause, Geh. Baurat Kraefft, Geh. Ob.-Baurate Kumbier, Kunze und Labes, Geh. Baurat Loch, Geh. Ob.-Baurat Mellin, Geh. Baurat Mühke, Wirkl. Geh. Ob.-Baurat Nolda, Geh. Ob.-Baurate Rüdell und Saran, Ob.-Baurat und Geh. Baurat Suadicani, Minist.- und Ob.-Baudir. Dr.-Ing. Sympher, Geh. Ob.-Baurate Ueber und Tincauer, Reg.- und Baurate Ellerbeck und Nixdorff. —

Inhalt: Denkmal-Entwürfe aus Preußens großer Zeit. — Nachlaß des Professors August Thiersch. (Schluß). — Vermischtes. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerel Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



PANIEN. * KATHEDRALE IN
 SALAMANCA. * * * * *
 PUERTA DE LOS RAMOS. *
 ════ DEUTSCHE ════
 * * * BAUZEITUNG * * *
 * * 51. JAHRGANG 1917. * *
 * * * * * NO. 42. * * * * *



Abschluß des Stadions am Fuß des Mühlenberges bei Potsdam als Teil eines Denkmals für Friedrich den Großen von Carl Friedrich Schinkel. Zeichnung von Ludwig Persius.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. № 42. BERLIN, DEN 26. MAI 1917.

Denkmal-Entwürfe aus Preußens großer Zeit.

(Schluß.) Hierzu die Abbildungen Seite 211 bis 213.



aren Heinrich Gentz und Friedrich Gilly Bahnbrecher der Baukunst, so folgte ihnen Carl Friedrich Schinkel als Voller. Das zeigt sich vor allem in seinen zahlreichen Entwürfen für ein Denkmal Friedrichs des Großen. Seit 1822 haben ihn diese beschäftigt. Der erste Entwurf zeigt den König in antiker Tracht auf einer Quadriga, die auf einem Unterbau von 14 Pfeilern ruhte. Dann wurde er durch eine Kabinettsordre veranlaßt, 1829 das Motiv der trojanischen Säule zu bearbeiten. Er umgab die Säule mit einer dorischen Hallenarchitektur. Weitere Entwürfe der nächsten Zeit zeigen ein Reiterstandbild auf hohem Sockel mit umgebender Säulenhalle in Γ -Form für eine Stelle im Berliner Lustgarten, neben der Schloßbrücke. Für denselben Platz plante er nach dem Vorbild des Mausoleums zu Halikarnaß über einem peripteralen dorischen Reliquientempel den König auf einer Quadriga. Der umfangreichste dieser Entwürfe zeigt dieselbe Quadriga vor einer Γ -förmigen korinthischen Säulenhalle, das Ganze überragt von einem korinthischen Peripteros als Ehrentempel. Das Denkmal sollte sich neben dem Schloß anstelle der Schloß-Apotheke erheben und den Lustgarten gegen Osten, gegen die heutige Kaiser Wilhelm-Straße, abschließen.

Alle diese Entwürfe aber werden an Großartigkeit übertroffen von den Arbeiten, die Schinkel noch in den letzten Jahren seines Lebens für ein Denkmal für Friedrich den Großen in Potsdam schuf. Die Entwürfe sind teils in Originalzeichnungen Schinkels, teils in Zeichnungen und Schnitt dargestellt, zeigt eine vierteilige Denkmal-Anlage größten Stiles, die in regelmäßiger Verbindung mit den Anlagen von Sanssouci gedacht ist. Der Kern der Anlage besteht aus einem hochragenden Doppeltempel mit Grufthallen in seinem Unterbau. Zu beiden Seiten entwickeln sich breite Treppenanlagen, die in Verbindung links mit einem Propylaion, rechts mit einem Pantheon stehen. Zwischen das Propy-

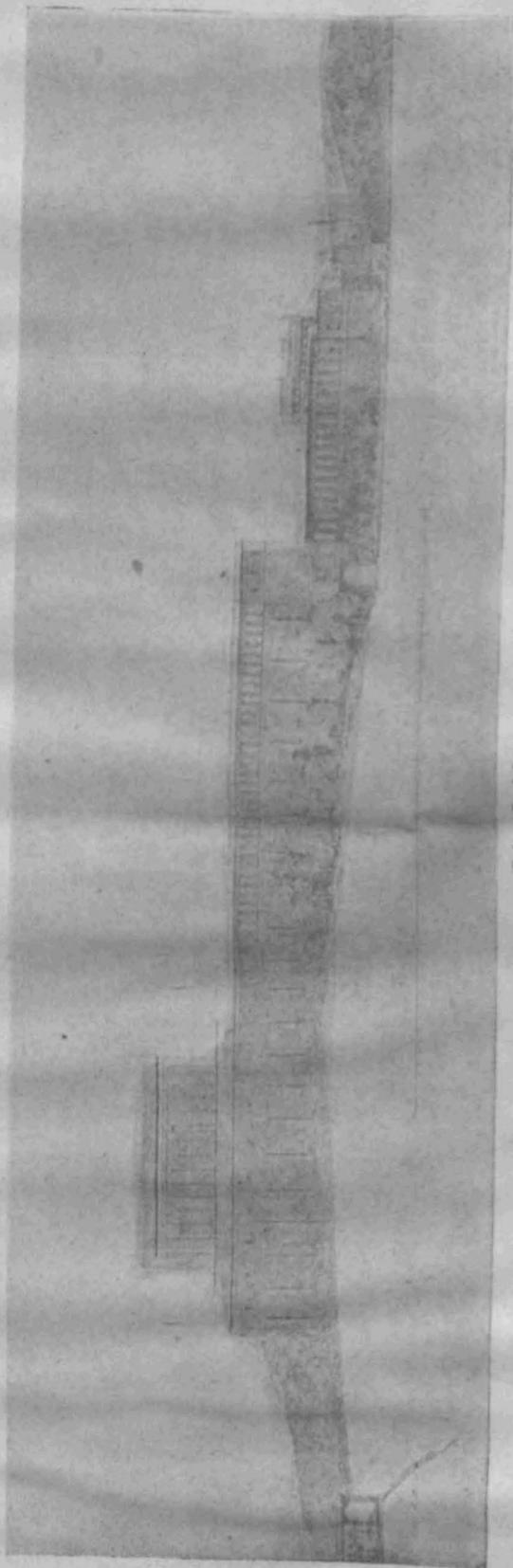
laion und das Schloß von Sanssouci ist nördlich der Bildergalerie von Manger und in Verbindung mit ihr ein Museum eingeschoben. Zwischen Propylaion und Museum führt ein alter Rampenweg zu den Anlagen im Rücken von Sanssouci, während durch die Propyläen ein neuer Weg zum Schloß angelegt ist. Parallel mit der Denkmal-Anlage zieht nördlich von ihr ein großer Viadukt hin, der mit den Alleen von Sanssouci in Verbindung steht und an seinem Ost-Ende durch einen großen Triumphbogen abgeschlossen ist.

Diesen Gedanken, schon jetzt von bezwingender Großartigkeit, hat Schinkel dann in einem späteren Entwurf weiter entwickelt, den Ludwig Persius zeichnete und der in den Abbildungen S. 211, sowie S. 212 dargestellt ist. Bei diesem Entwurf verläßt Schinkel den Zusammenhang der Denkmal-Anlage mit dem Schloß Sanssouci, gibt ihr bei anderen Achsenbeziehungen einen unsymmetrischen Grundriß, und bereichert die Anlage durch ein selbständiges Stadion. Der Doppeltempel, auf hohen Grufthallen aufgebaut, ist auch hier das Beherrschende der Denkmal-Anlage. Er erhebt sich als höchste Baumasse zu akropolisartiger Wirkung. Oestlich des Doppeltempels führt eine sehr breite Treppen-Anlage mit wiederholten Unterbrechungen, dem abfallenden Gelände folgend, zu einem quadratischen Ehrenhof mit Propylaion. Zwischen die Treppenanlage, die auf beiden Längsseiten von Hallen begleitet wird, und den Ehrenhof schiebt sich als Unterbrechung und als Abschluß der Treppen-Architektur ein Querbau ein. Zu reichster Entwicklung gelangen Ehrenhof mit Propylaion; eine achtreihige Baumallee führt auf das Propylaion zu. Es ist größter monumentaler Sinn, der diese Anlage durchzieht. Südlich, aber architektonisch unabhängig von ihr, war von Schinkel ein Stadion geplant, dessen westlichen Abschlußbau unsere Kopf-Abbildung zeigt.

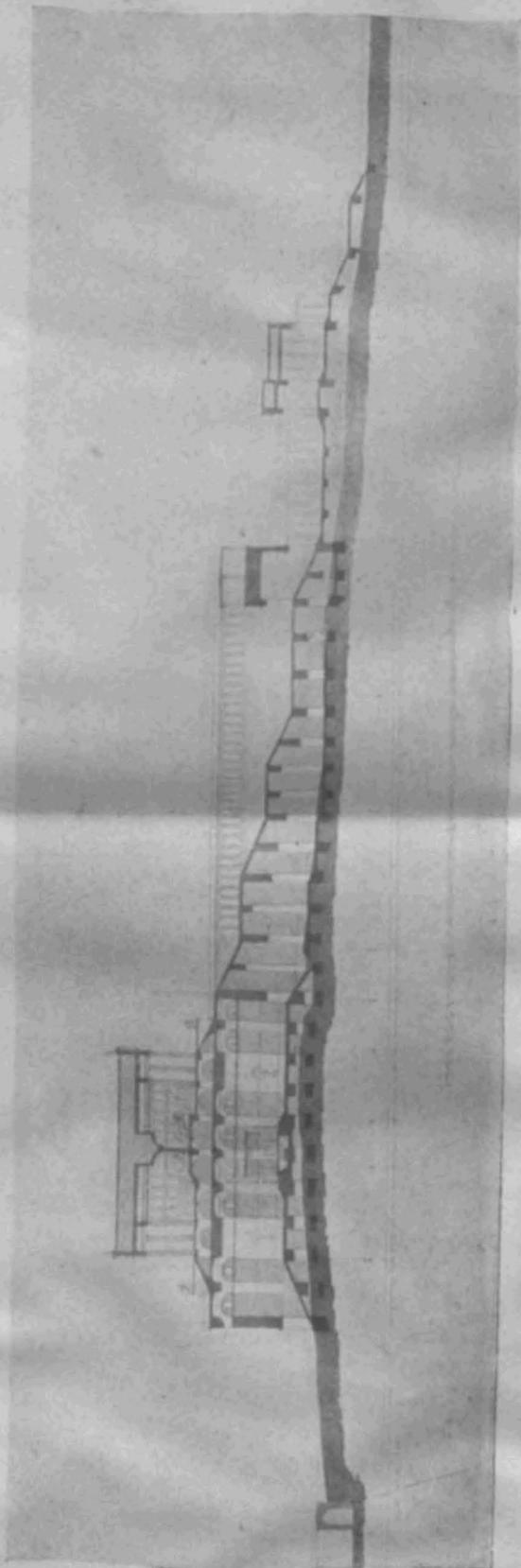
Es ist überraschend, zu sehen, wie die Jugend-Eindrücke, die Schinkel als Sechzehnjähriger von dem Entwurf Gilly's für ein Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Leipziger Platz in Berlin gewonnen hatte, sein ganzes Leben nachwirkten. Nicht nur in den Berliner Denkmal-Entwürfen, die zum Teil auf den Anfang der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückgehen, sondern auch in den Entwürfen der letzten Lebensjahre des Meisters klingen die erhöhte, beherrschende Tempel-Anlage und der Triumphbogen wieder durch. Das Schinkel-Museum bewahrt aus dem Nachlaß Schinkels sowie aus dem vor nicht langer Zeit erworbenen Nachlaß von Ludwig Per-

sus eine große Reihe von Zeichnungen, welche die Denkmal-Entwürfe Schinkels behandeln und zeigen, wie zu Zeiten die Gedanken Gilly's in der Erinnerung Schinkels immer wieder aufblitzen. Die Filiation Gilly-Schinkel ist daher eine der bemerkenswertesten aus der künstlerischen Psychologie aller Zeiten. Sie ist nicht auf Schinkel beschränkt geblie-

den Garten der National-Galerie umgebenden Säulenhallen sind später Geist vom Geiste der Gilly-Schinkel-Zeit. Es wäre zu wünschen, daß dieser Geist in Denkmal-Anlagen unserer Tage wieder auflebte; denn der Inhalt der dem Krieg folgenden Denkmal-Anlagen der großen Städte wird mehr sein müssen, als die Darstellung eines Herrschers, eines Sie-



Seiten-Ansicht.



Längsschnitt.

Denkmal für Friedrich den Großen auf dem Mühlentberg bei Potsdam von Carl Friedrich Schinkel. Entwurf mit Doppeltempel, Gruithalle, Treppen-Anlage, Querbau, Ehrenhof und Propyläon. Zeichnung von Ludwig Persius.

ben, etwas davon ist noch auf spätere Zeiten übergegangen. Die National-Galerie, der korinthische Pseudoperipteros auf der Berliner Museums-Insel, ist ein Beweis dafür, wenn auch die machtvollen Unterbauten fehlen. Aber der hochstehende Tempel, der seine engere Umgebung beherrscht, sowie die

gers, einer symbolischen Figur. Er wird einen Zeitgedanken verkörpern müssen und daher in erster Linie auf die Baukunst als Gestalt gebende Kunst angewiesen sein. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Entwürfe Gilly's und Schinkels in großen Zeiten, die des Neu-Ruppiner Meisters nur wenige Jahre nach den

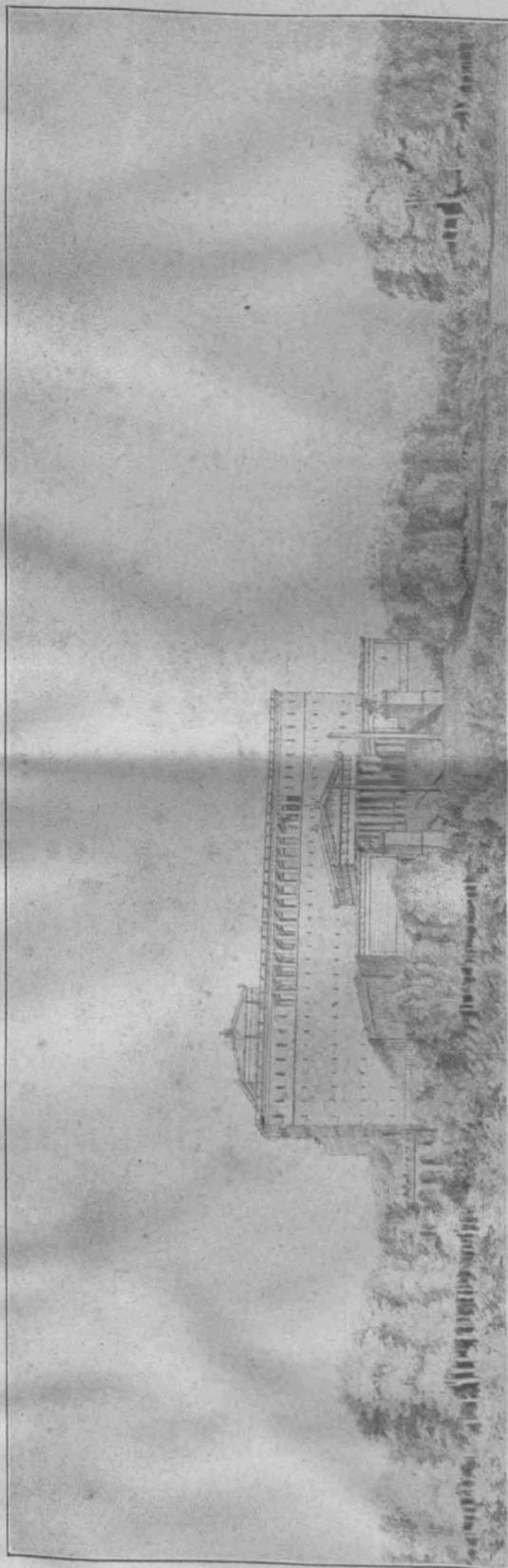
Befreiungskriegen entstanden sind. Geschichtliche Ereignisse dieser Art müssen den Inhalt eines auf sie Bezug nehmenden Denkmals bereichern und

werden ihre Nachwirkungen auch an den künftigen Denkmal-Schöpfungen Deutschlands und Oesterreichs erkennen lassen. —
— H. —

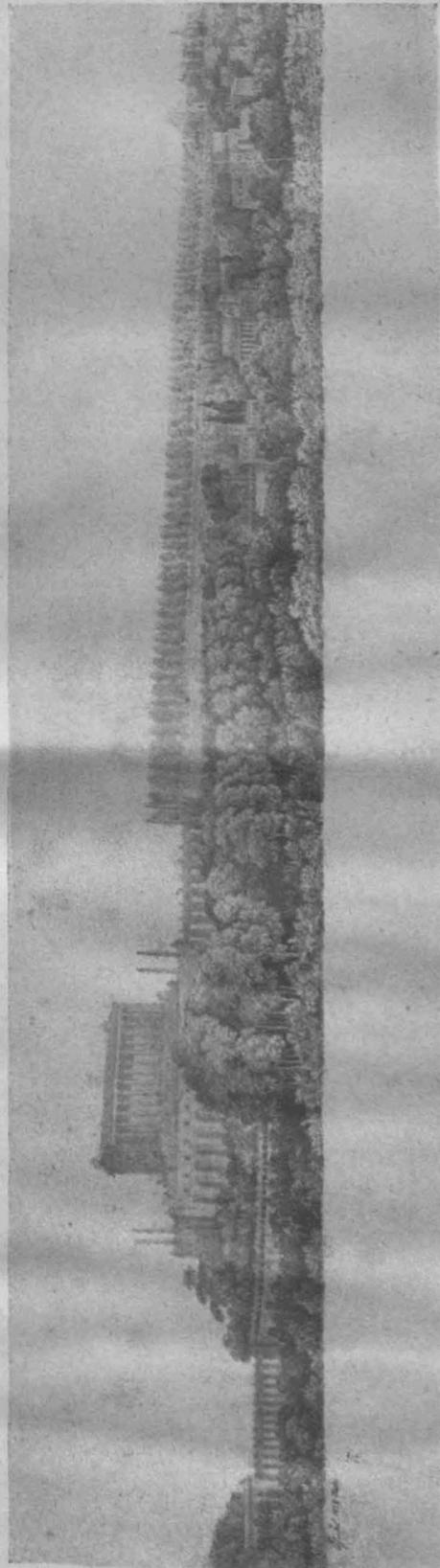
Ein französisches und ein belgisches Buch über den Wiederaufbau kriegsbeschädigter Orte.

Wie die deutschen, so beschäftigt auch die französischen und belgischen Fachkreise die Frage der städtebaulichen Wiederherstellung. Es dürfte sich des-

Buchhandlung von Armand Colin 1915); das andere heißt: „Préliminaires d'art civique. Mis en relation avec le cas clinique de la Belgique“ (Leyden, Verlag A. W. Sijthoff



Denkmal für Friedrich den Großen auf dem Mühlentempel bei Potsdam von Carl Friedrich Schinkel. Entwurf mit Doppeltempel, Grufthalle, Treppen-Anlage, Querbau, Propyläon, Ehrenhof. Zeichnung von Ludwig Persius vom 16. Mai 1840. (Zum Grundriß S. 212).



Denkmal für Friedrich den Großen auf dem Mühlentempel bei Potsdam von Carl Friedrich Schinkel. Entwurf vom November 1838 mit Doppeltempel, Grufthalle, Rampe, Brücke und Viadukt zur Verbindung mit Sanssouci (zu dem Grundriß S. 213).

halb verlohnen, Kenntnis von zwei Werken zu nehmen, von welchen das eine von drei Pariser Verfassern, das andere von einem Belgier stammt. Ersteres nennt sich „Comment reconstruire nos cités détruites“, von Agache, Architekt des „sozialen Museums“, Auburtin, Reg.-Baumeister und Redont, Landschafts-Architekt (Paris,

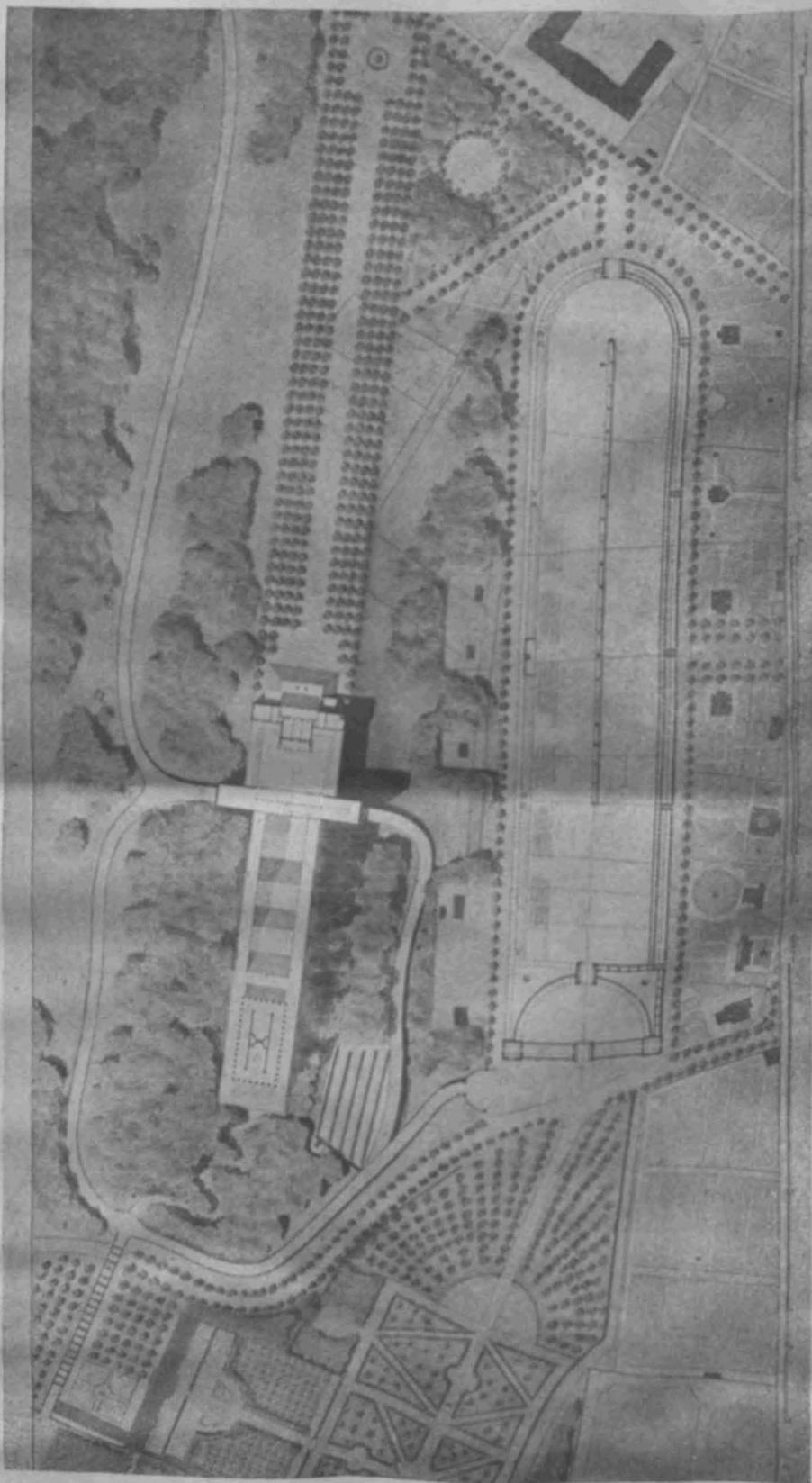
1916) und ist verfaßt von dem Landschafts-Architekten (architecte-paysagiste) Ludwig van der Swaelmen. Das Pariser Werk ist, abgesehen von wenigen auf die Kriegstimmung zurückzuführenden Ausfällen gegen Deutschland, durch eine wohlthuende Sachlichkeit ausgezeichnet, die es nicht unterläßt, die deutsche Führung auf

städtebaulichem Gebiete wiederholt anzuerkennen. Das Vorwort ist geschrieben von Georg Risler, dem Leiter der hygienischen Abteilung des sozialen Museums. Er redet seinen Landsleuten ins Gewissen, weil sie, während man im Auslande, besonders in Deutschland, sich seit geraumer Zeit bestrebt, in das Wesen der städtebaulichen Wissenschaft und Kunst einzudringen, die künstlerischen

und gesundheitlichen Aufgaben des Städtebaues mit Geringschätzung behandelt haben. Erst in jüngster Zeit ist, nachdem in Paris eine städtebauliche Gesellschaft, bestehend aus den Reg-Bmstrn. Hénard und Auburtin, den leitenden Pariser Stadtbaubeamten Bonnier und Bechmann, den Arch. Agache, Béard, de Clermont, Jausely, Juillerat, Prost, Redont, Schlösing u. a., sich gebildet hat, eine Wendung eingetreten. Die Abgeordneten Siegfried, Beauquier und Chenal haben in der Kammer Gesetzesvorschläge eingebracht, welche die Städte von Bedeutung zur Aufstellung von Bebauungsplänen verpflichten sollten, vorläufig aber ohne Erfolg geblieben sind. Es sei hierbei auf die Mitteilungen in meinen Vorträgen über französischen Städtebau im Charlottenburger Städtebau-Seminar verwiesen.*) Inzwischen hat der Berichterstatter des Kammer-Ausschusses, Abg. Cornudet auf Grund von Verbesserungs-Vorschlägen der Abgeordneten Lemire, Heinrich Schmidt und Julius Siegfried im März 1915 einen neuen Gesetzentwurf eingebracht, nach welchem die Verwaltungen der Städte von mehr als 10000 Einwohnern sowie kleinerer Orte, die in rascher Entwicklung die sich befinden, oder eine besondere künstlerische oder landschaftliche Bedeutung besitzen, namentlich aber die Leiter der durch den Krieg ganz oder teilweise zerstörten Ortschaften, zur Aufstellung allgemeiner Bebauungs- und Erweiterungspläne in kurzer Frist verpflichtet werden sollen. Für die kriegsbeschädigten Orte beträgt die Frist, deren Beginn durch Präfektorial-Beschluß festgesetzt werden soll, nur drei Monate und gewährt der Staat Zuschüsse zu den Kosten der Planverfassung. Die Pläne für kleinere Orte sollen von einem Sonderausschuß der Präfektur, diejenigen für Städte von mehr als 20000 Einwohnern von einer im Ministerium des Inneren einzusetzenden Oberbehörde geprüft und schließlich vom Staatsrat in Kraft gesetzt werden. Für Pläne, die sich über mehrere Gemeinden oder mehrere Departements erstrecken, wird eine besondere gemeinsame Behandlung vorgeschrieben. Gleichzeitig hat der Abgeordnete Andreas Lebey einen Gesetzentwurf zur Schaffung eines unmittelbaren staatlichen Dienstes für den Wiederaufbau der zerstörten Orte und Gebäude mit Einschluß der Festsetzung der Kriegsent-

schädigungen eingebracht. Dieser Dienst soll einer Sachverständigen-Kommission unter Beteiligung von Landwirten, Forderungsberechtigten und Unternehmern anvertraut werden.

Die Verfasser des Buches untersuchen die Notwendigkeit des Bebauungsplanes, die Beschaffung eines Programmes und der erforderlichen Planunterlagen, die lei-



Denkmal für Friedrich den Großen auf dem Mühlberg bei Potsdam von Carl Friedrich Schinkel. Doppeltempel mit Treppenanlage, Querbau, Ehrenhof, Propyläon, Baumallee und Stadion. Nach einer Zeichnung von Ludwig Perstius.

tenden Grundsätze für die Anordnung der Stadtteile, Straßen, Verkehrsmittel, öffentlichen Gebäude und Freizeitanlagen, die gesundheitlichen und künstlerischen Gesichtspunkte und die Bauordnungsfragen. Sie beschreiben die zuschaffenden Verwaltungseinrichtungen, Gemeinde- und Departements-Ausschüsse, die Wahl des Städtebauers und dessen Gebühren; gehen dann auf die besonderen Fälle der Kriegszerstörungen ein, indem sie die Wertfest-

*) Vom französischen Städtebau. Erstes und zweites Heft. Von Dr.-Ing. J. Stübgen, Geh.-Oberbaurat. Berlin 1915. Wilhelm Ernst & Sohn.

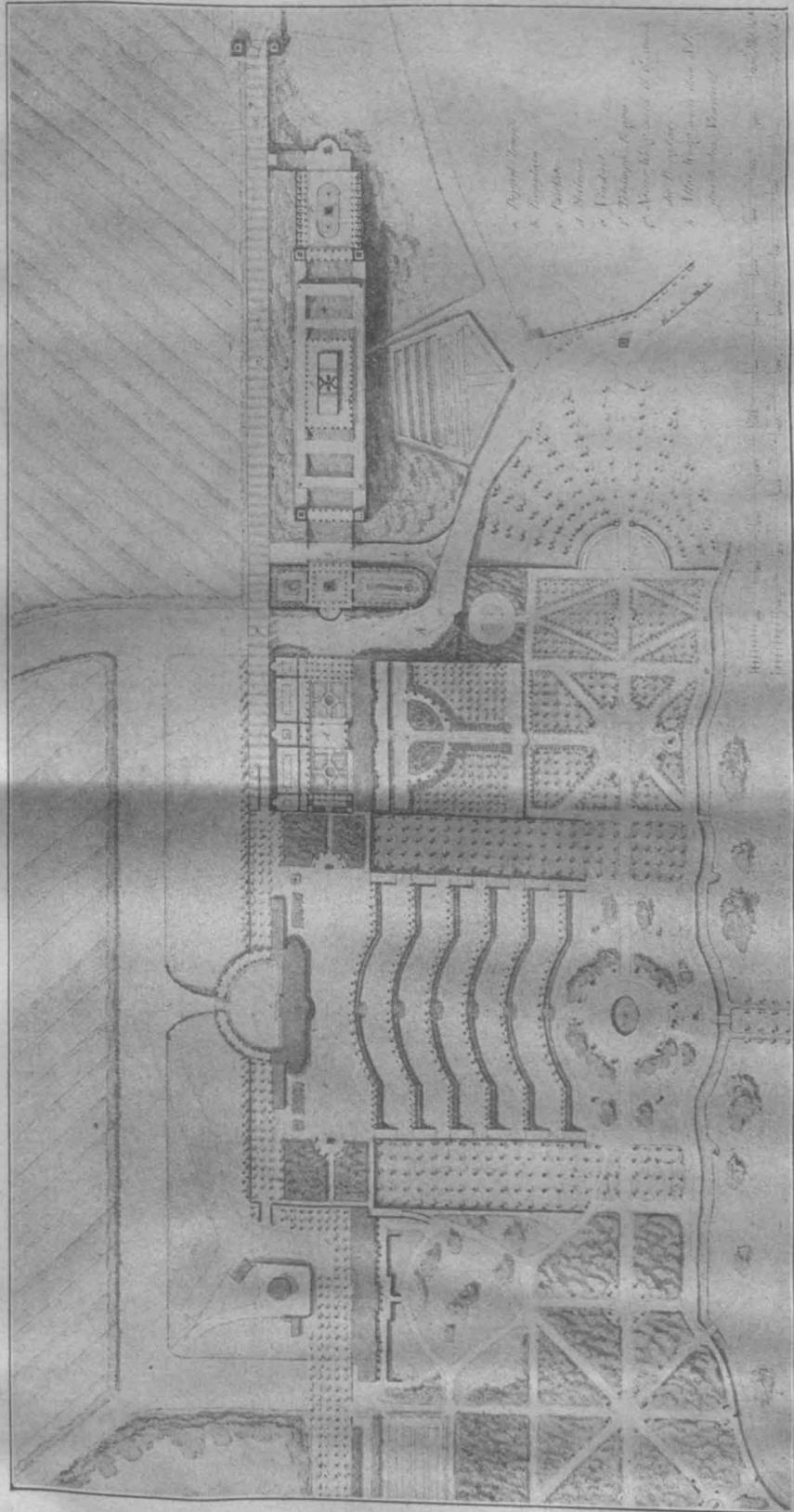
setzungen, Enteignungen, Umlagen, Anliegerbeiträge und Wertzuwachsabgaben erörtern. Von besonderer Bedeutung ist die Zusammenstellung der bestehenden und schwebenden Gesetzgebung vom Enteignungsgesetz des Jahres 1841 bis zum erwähnten Lebey'schen Entwurf. Als Anlagen werden das bemerkenswerte Ortsgesetz über die Erweiterung der Stadt Lausanne vom 12. Mai 1898 nebst dazugehörigen Verordnungen von 1911 und 1915 mitgeteilt. Den Schluß bildet die Satzung der französischen Städtebau-Gesellschaft (Société française des architectes urbanistes) von 1913.

Obschon der Inhalt des umfangreichen Werkes stellenweise Widerspruch finden wird, und die vorwiegend theoretischen Anschauungen und Bestrebungen kaum von ausreichenden praktischen Erfahrungen getragen sind, obwohl ferner der völlige Mangel an Plan-Beispielen und bildlichen Darstellungen zu bedauern ist, verdient die sehr eingehende Arbeit der kenntnisreichen und strebsamen Verfasser doch ein hohes Maß von Anerkennung und Beachtung.

Anders das belgische Buch. Es ist gleichfalls in französischer Sprache geschrieben und stammt von einem Flamen, der sein Heimatland im Kriege verließ und im benachbarten Holland sich aufhält. Im Gegensatz zur Sachlichkeit des vorbesprochenen Werkes ergeht sich van der Swaelmen in einem unendlichen Wortschwall, der ihm in seiner niederdeutschen Muttersprache kaum möglich gewesen wäre. Er beschränkt sich nicht auf die für einen Stadtbauplan erforderlichen Vorarbeiten, wie man aus dem Titel schließen mußte, sondern stellt über eine Menge von Dingen, die zum Städtebau nähere oder entferntere Beziehungen haben, weitschweifige Betrachtungen an, untermischt mit Schmähungen nach der deutschen Seite. Es ist, wie die in Flammen gehüllte, mit dem Worte „Resurgam“ unterschriebene Kirche auf dem Titelbilde ankündigt, eine Kriegsschrift. Daß Deutschland und Oesterreich die eigentliche Heimat des neuzeitlichen Städtebaues sind, wird verschwiegen. Bei internationalen Hinweisen werden Oesterreich-Ungarn und Deutschland übergangen.

Von der deutschen Kunst heißt es, daß sie fremde Ideen skrupellos entlehnt und mit der methodischen Strenge eines chemischen Verfahrens bis zur Unkenntlichkeit des Ursprunges durchgeführt habe. So habe Otto Wagner die modernistische Bewegung in Belgien kennen gelernt und sich dann zum Gründer der neuen Richtung in Wien aufgeworfen. Die deutsche Architektur habe, nachdem sie auf ihre Art die Griechen kopiert hatte, ihre Forschungen rückwärts getrieben bis zu den Kolossal-Schöplungen der Assyrier, die so recht dem ins Maßlose gerichteten Hang der Deutschen, trotz ihrer Puppengesichter, entspreche. In der Denkmalpflege müsse die archäologische, lehrhafte Art der Deutschen mit Entrüstung zurückgewiesen werden; sie bilden sich ein, mit Wissenschaft ohne Seele alte Bauwerke, die sie zerstörten, wiederherstellen und mit äußeren Mitteln nach käuf-

lichen Rezepten den Geist der Gotik oder Renaissance beliebig neu schaffen zu können. Im Städtebau marschiere England an der Spitze der Völker und Amerika habe Vorbilder von universaler und endgültiger Bedeutung geschaffen. Daß Engländer und Amerikaner selbst angehen, von deutschen Grundlagen auszugehen, wird vom Verfasser verschwiegen.



Denkmal für Friedrich den Großen auf dem Mühlenberg neben Sanssouci in Potsdam. Von Carl Friedrich Schinkel. Entwurf vom November 1838 mit Doppeltempel, Grufthalle, Treppen-Anlagen, Propyläon, Pantheon, Triumphbogen, Museum und Viadukt zur Verbindung mit Sanssouci.

Aber trotz aller Weitschweifigkeit und Schönrednerei hat der Verfasser seine eigentliche Aufgabe, die „Präliminarien“ eines stadtbaulichen Entwurfes darzulegen, nur unvollständig erfüllt. Diese Vorarbeiten sollen, neben manchen Selbstverständlichkeiten, darin bestehen, daß zunächst die Grundzüge der geschichtlichen und topographischen Entwicklung klargelegt, dann die Zusammensetzung aus dem Kern, den Nebenzentren und Stadtteilen

untersucht, ferner das Netz der Verkehrs- und der Aufteilungsstraßen unter Erhaltung der Bauwerke und Grundlinien der Vergangenheit festgestellt werden. Die ersten Grundlagen für den Entwurf seien die zukünftigen Freiflächen, die Gruppierung öffentlicher Gebäude und die Wohnungsstatistik. Ähnlich soll das ländliche Bau- und Siedlungswesen vom Standpunkt des Volksganzen geregelt werden. Den sicheren Weg zum Ziel sieht der Verfasser nicht im individuellen schöpferischen Wirken, sondern in der Schaffung von Zwangsgesetzen und in der Betätigung der Menge. Sehr zahlreiche zentrale und örtliche Behörden, Kommissionen, Vereinigungen und Publikationen, deren Zusammenhang durch seltsame Diagramme veranschaulicht wird, werden, weit hinaus über die Vorschläge des Pariser Buches, empfohlen, um eine neue belgische Städtebaukunst ins Leben zu rufen. Zur Erläuterung der Stadtpläne werden Einheitszeichen (nach Art des Langen'schen Städtebau-Archives) angeregt; auf Planbeispiele und sonstige bildliche Darstellungen stadtbauartlicher Art verzichtet aber von der Swaelmen ebenso, wie die Urheber des Pariser Buches. Einen gewissen Wert haben die Vorschläge zu einem auf dem Wege der Gesetzgebung zu gründenden, durch Ausstellungen zu fördern-

den Sammelwerkes über die zerstörten und beschädigten Orte des Landes, mehr noch die im Auszug mitgeteilte Schrift des englischen Architekten H. V. Lanchester über die Schaffung einer archimäbigen Uebersicht der städtebaulichen Entwicklung (Civic development survey).

Die anspruchsvolle van der Swaelmen'sche Schrift ertränkt ihre eigene Bedeutung in der schwellenden Flut der Worte und der Fülle nebensächlicher Erörterungen. Mit den geeigneten Beschränkungen in beiden Richtungen würde ein Heft vom vierten Teil des Umfangs entstanden sein, von bescheidenem Aeußeren, aber von größerem inneren Wert. —

Buchdicke Theorien über die Vorarbeiten zur Wiederherstellung kriegsbeschädigter Orte sind in Deutschland nicht geschrieben worden. Man hat sich vielmehr, nachdem Hindenburg den Feind vom deutschen Boden vertrieben, sofort an's Werk gemacht und unter Paul Fischer's Leitung den Wiederaufbau der ostpreußischen Städte, Dörfer und Güter in Angriff genommen. Möge das Ergebnis von so vorbildlicher Güte sein, daß nicht nur unsere heimischen Fachgenossen, sondern auch unsere französischen und belgischen — Freunde davon Lehre und Nutzen ziehen können! — J. Stübben.

Zur Frage der Schaffung einer Großschiffahrts-Verbindung zwischen Elbe und Donau.

Die engeren Beziehungen, die der Weltkrieg zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und den Balkan-Ländern geschaffen hat, das Bedürfnis, nach dem Kriege auch wirtschaftlich zusammenzuhalten und zum Güteraus-tausch einen leistungsfähigen, feindlicher Kontrolle entzogenen Verkehrsweg zu besitzen, haben die verschiedenen Pläne zur Verbindung des wichtigen Stromgebietes der Donau mit den deutschen Strömen wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt.

Die Lehren des Krieges, die Erkenntnis von dem ungeheuren Wert eines zusammenhängenden Netzes von Großschiffahrtsstraßen haben den in Bayern schon seit einem Vierteljahrhundert angestrebten Plan einer Rhein-Donau-Verbindung über den Main nicht nur im eigenen Lande zur grundsätzlichen Annahme verholfen, sondern haben aus dieser Angelegenheit eines einzelnen Bundesstaates eine Reichsangelegenheit werden lassen. Bekanntlich hat der Reichstag einen Antrag der Regierung, zu der Planbearbeitung dieser Schiffahrts-Verbindung einen namhaften Beitrag bereitzustellen, kürzlich zugestimmt, wobei übrigens auch die von Württemberg erstrebte Rhein-Donau-Verbindung über den Neckar mit in den Kreis der Untersuchungen gezogen werden soll.

Von österreichischer Seite werden bekanntlich seit längerem Pläne verfolgt, die auf einen Anschluß des Stromgebietes der Donau an Elbe, Oder und Weichsel abzielen. Die österreichische Wasserstraßen-Vorlage von 1901*, von der allerdings bisher nur unbedeutende Teile in Angriff genommen worden sind, sieht eine Verbindung der Donau mit der Elbe durch Herstellung eines Schiffahrts-Kanales von der Donau zur Moldau nebst Kanalisierung dieses Flusses bis Prag (unterhalb bis zur Einmündung in die Elbe bei Melnik ist die Kanalisierung bereits durchgeführt) vor, außerdem eine Verbindung von der Donau zur Oder von Wien ausgehend durch das March- und Bezwa-Tal bis Oderberg und, von diesem Kanal abzweigend, einerseits eine Verbindung zum Stromgebiet der Weichsel und des Dniestr, anderseits nach Pardubitz an der Elbe und eine Kanalisierung der letzteren bis Melnik (unterhalb Melnik bis Aussig ist sie bereits durchgeführt). Diese Pläne, die inzwischen z. T. weiter ausgearbeitet worden sind, werden in österreichischen Fach- und Tageszeit-schriften neuerdings wieder lebhaft betrieben.

Von deutscher Seite hat man diesen österreichischen Absichten auch schon früher durchaus sympathisch gegenüber gestanden, wenn es, unseres Wissens auch bisher noch nicht zu einem Meinungs-austausch der Regierungen über diese Frage gekommen ist. Auch ist die Frage nach dem Interesse, das Deutschland an der Durchführung dieser Pläne hat und nach ihrem Einfluß auf die bestehenden Wasserstraßen, an welche die neuen Verbindungen anschließen würden, noch nicht näher untersucht worden. Die Frage der Donau-Elbe-Verbindung wird nun in einer kleinen Schrift** des Wasserbau-dir. J. F. Bubendey in Hamburg, eingehender, wenn auch vorwiegend vom Standpunkt Hamburgs aus behandelt. Diese Arbeit ist als ein sehr willkommener, zeitgemäßer Beitrag zu dieser wichtigen Verkehrsfrage zu betrachten und es seien daher nachstehend die Hauptge-sichtspunkte kurz hervorgehoben.

Die Schrift untersucht die Frage von der technischen und wirtschaftlichen Seite und zwar zunächst in Bezug auf

die größere Zweckmäßigkeit der einen oder anderen vorgeschlagenen Linie, ferner hinsichtlich der Möglichkeit, die deutsche Elbe überhaupt zu einer gleichwertigen Fortsetzung der geplanten österreichischen Wasserstraßen auszubauen und der Mittel dazu, und schließlich noch nach der Richtung, ob die für Donau und Elbe und ihre Verbindung aufzubringenden bedeutenden Kosten durch die zu erwartenden Vorteile auch tatsächlich aufgewogen werden. Es sei hier gleich vorausgeschickt, daß der Verfasser die beiden letzteren Fragen auf Grund seiner Untersuchungen bejaht, von den beiden vorgeschlagenen Verbindungen zur Elbe dem Abzweig vom Donau-Oder-Kanal den Vorzug gibt.

Verfasser geht davon aus, daß die Elbe mit Recht als der Lebensnerv Hamburgs bezeichnet wird. Ist doch der von Hamburg aufwärts gerichtete Verkehr trotz der mangelhaften Fahrwasser-Verhältnisse, die bei den wasserarmen Jahren 1904 und 1911 zu wochenlangen Verkehrs-Störungen geführt haben, stetig und gewaltig gestiegen. Der Jahresverkehr betrug 1861 rd. 307 000 t, 1890 schon 1,7 und 1913 nicht weniger als 5,8 Mill. t, Hamburg hat daher auch ein besonderes Interesse an einer Verbesserung des Elbe-Fahrwassers bei Niedrigwasser, die übrigens auch durch die spätere Fortsetzung des Mittelland-Kanales bis zur Elbe bedingt würde, da dann Schiffe von 1,75 m Tiefgang bei mittlerem Niedrigwasser ungeleichtet auf die Elbe müßten übergehen können. Nach einer Besprechung der Ziele und Bedeutung der Wasserstraßen-Vorlage von 1901 und dessen, was davon bisher verwirklicht, oder doch der Verwirklichung durch Planbearbeitung näher gebracht ist, tritt Verfasser mit Entschiedenheit für die Ausgestaltung dieser Kanäle als Schleusen-Kanäle ein, während man sich ursprünglich mit Rücksicht auf die großen zu überwindenden Höhen hier gerade für Hebe-werks-Kanäle erwärmt hat. Die besonderen Vorzüge, die diese hinsichtlich geringer Betriebswassermengen für sich in Anspruch nehmen, ein Vorzug, der übrigens durch die inzwischen erfolgte wesentliche Verbesserung der Schleusen nicht mehr in früherem Maße zutrefte, könne überall da nicht ausschlaggebend sein, wo durch Talsperren das nötige Wasser gesammelt werden kann, um so mehr als Betriebsicherheit und Betriebskosten für die Schleusen sprächen.

Für die Verbindung der Elbe mit der Donau über die Moldau ist der Umstand günstig, daß die Kanalisierung dieses Flusses bis Prag aufwärts bereits ausgeführt und der Weg der reinen Länge nach der kürzeste ist, dagegen sprechen aber die große Höhe der zu überschreitenden Wasser-scheide, die Schwierigkeit der Ausführung und die Höhe der Kosten; dazu ist noch nicht als erwiesen anzusehen, daß die obere Moldau überhaupt mit vollem Erfolg kanali-siert werden kann. Für die Verbindung über den Donau-Oder-Kanal kommt vor allem der Umstand in Betracht, daß dieser Kanal zweifellos das wichtigste, wirtschaftlich den größten Erfolg versprechende Glied der österreichischen Wasserstraßen-Vorlage ist und daher in erster Linie im österreichischen Interesse gebaut werden muß. Denn dieser Kanal würde das mährisch-galizische Kohlenbecken

*) Vergleiche Deutsche Bauzeitung Jahrg. 1901 S. 333 ff.)

**) Die Elbschiffahrt und ihre Fortsetzung zur Donau. Von Geh. Brl. Prof. Dr.-Ing. J. F. Bubendey, Wasserbau-dir. in Hamburg. Hamburg 1916. Kommissions-Verlag. Herold'sche Buchhandlung. Preis 1 M.

erschließen, das fast den gesamten Steinkohlen-Vorrat Oesterreichs nach dem Urteil der Geologen enthält, und es würde so der Donau nach Ungarn und den Balkanländern zu die noch fehlende Talfracht geliefert werden können. Der Donau-Oder-Kanal, für den bereits ausgearbeitete Pläne vorliegen, bereitet technisch außerdem die geringsten Schwierigkeiten. Bei 268 km Gesamtlänge liegt seine Scheitelstrecke nur 115 m über der Donau, 73 m über der Oder, sodaß mit 16 und 13 Schleusen auszukommen ist. Die Kosten sind auf 260 Mill. K. veranschlagt. Für die Elbe bis Pardubitz aufwärts ist Kanalisierung bereits vorgesehen. Es bedürfte also nur noch einer Kanalstrecke von Pardubitz über Triebitz und Olmütz nach Prerau am Donau-Oder-Kanal, die nach Vorentwurf der österreichischen Regierung etwa 188 km Länge erhalten würde, um die Elbe-Donau-Verbindung herzustellen. Die Scheitelhaltung dieser Verbindung steigt allerdings auch bis zur beträchtlichen Höhe von 417 m über Meeresspiegel — als Vergleich sei angeführt, daß die Scheitelstrecke des Mittelland-Kanales, je nachdem die Nord- oder die Südlinie zur Ausführung kommen würde, nur auf + 56,6 oder + 83 m NN. ansteigt. Der Aufstieg von der Donau und der Abstieg zur Elbe stellen sich auf rd. 200 m. Diese Verhältnisse lassen sich nach einem Entwurf von Prof. Smrcek nicht unwesentlich verbessern, sind aber unter allen Umständen beträchtlich günstiger als bei der Verbindung über die Moldau, und, wenn man die Schleusen mit je 3 km Weglänge in Ansatz bringt, so ergibt sich unter Mitbenutzung des Donau-Oder-Kanales sogar noch eine Wegkürzung. Letztere Schifffahrts-Straße sieht Verfasser daher als die gegebene an, wenn der Gedanke der Donau-Elbe-Verbindung verwirklicht werden soll.

Was nun die Leistungsfähigkeit der geplanten österreichischen Wasserstraßen betrifft, so ist für diese, entsprechend den auf der Donau vorwiegend verkehrenden Schiffen von rd. 670 t Tragkraft, eine Leistungsfähigkeit von 600–700 t vorgesehen, was also auch den deutschen Kanälen entspricht. Nach Ansicht des Verfassers sollten aber auch die Elbe-Donau-Verbindung 1000 t-Schiffe, entsprechend den größten Elbkähnen, befahren können, wobei jedoch diese Kähne, mit Rücksicht auf ihre leichte Bauart nicht auf die schnellfließende Donau selbst übergehen können.

Nach dem deutschen Schifffahrtsabgaben-Gesetz von 1911 ist nun ein Ausbau der Elbe angestrebt, der bei Niedrigwasser oberhalb der Saale-Mündung 1,1 m, unterhalb 1,25 m Tiefe vorsieht, was im oberen Teil jedenfalls nur durch Staubecken im Quellgebiet zu erreichen ist. Die Kosten für diese kann die Elbschifffahrt allein aber nicht tragen, es sind aber seit längerem im Berauntale unterhalb Pilsen größere Talsperren zu anderen Zwecken vorgesehen, die zur Abgabe von Zuschußwasser mit herangezogen werden könnten. Wird die Regulierung und die Abgabe von Zuschußwasser durchgeführt, so ließe sich bei Dresden sogar eine Mindesttiefe von 1,36, bei Magdeburg eine solche von 1,41 m erreichen. Ist also die Elbe auch in ihrem jetzigen Zustand nicht als eine vollwertige Wasserstraße anzusehen, so läßt sie sich bei NW-Regulierung und mit Hilfe von Staubecken doch in einen sol-

Vermischtes.

Für die Herstellung einer 2. Mündung des Rhein-Herne-Kanales in den Rhein ist auf Grund einer kürzlich eingebrachten Gesetzesvorlage von dem preuß. Abgeordnetenhaus mit Rücksicht auf die Dringlichkeit ohne Ueberweisung an einen Ausschuß der Betrag von 13,2 Mill. M. bereit gestellt worden. Es ist das der zweite Nachtrag zu den Kosten der durch Gesetz vom 1. April 1905 ausgeführten Wasserstraßen-Bauten. Durch Gesetz vom 8. Mai 1916 sind für den Rhein-Weser-Kanal bereits 33,44 Mill. M. nachgefordert worden, die vor allem aufzuwenden waren für die sofortige Anlage von Doppelschleusen an den 6 östlichen Gefällstufen des Rhein-Herne-Kanales, die als Schleppzugschleusen von 165 m Länge ausgebildet worden sind. Nur an der westlichsten Schleusenstufe am Abstieg zum Ruhrorter Hafen und damit dem Rhein begnügte man sich zunächst mit einer einfachen Schleppzugschleuse.

Der Mitte Juli 1914 probeweise dem Verkehr übergebene Kanal hat aber bereits 1916 einen Verkehr von 5,7 Mill. t gezeigt, wie man ihn erst nach dem 4. Betriebsjahr erwartete, und die Leistungsfähigkeit der einfachen Schleuse, die auf höchstens 8 Mill. t jährlich anzusetzen ist, wird in absehbarer Zeit erreicht sein. Da der Schleusenbau bei den besonderen Schwierigkeiten voraussichtlich 5 Jahre in Anspruch nimmt, ist mit dem Bau also baldigst vorzugehen.

Die bestehende Schleuse des Rhein-Herne-Kanales mündet in das östliche Ende des Hafenkanales, von dem die

chen Zustand bringen, daß sie nur ausnahmsweise nicht von vollbeladenen Kanalschiffen befahren werden kann. Nur in ganz wasserarmen Jahren dürften dann sich noch länger anhaltende Störungen einstellen, die aber immer noch $\frac{1}{2}$ – $\frac{3}{4}$ Ladung mindestens, z. T. auch noch $\frac{3}{4}$ bis volle Ladung im Schiffe zulassen würden.

Den Schluß der interessanten Untersuchungen bildet die Frage, wie sich die Kosten des Güter-Austausches zwischen Deutschland, der Donau-Monarchie und den Balkan-Ländern unter Benutzung des neuen Wasserweges im Vergleich zu den bestehenden Wegen auf der Eisenbahn und zur See stellen würden. Verfasser beschränkt sich aber darauf, aus dieser, sehr eingehende Vorstudien erfordernden allgemeinen Frage das Beispiel des Transportes rumänischen Getreides nach Hamburg heraus zu greifen. Um alle 3 Wege unter sich aber gleich zu stellen, wählt er Pitesti, etwa in der Mitte Rumäniens, als Ausgangspunkt.

Die Eisenbahnfracht würde sich nach den vor dem Kriege geltenden Sätzen bis Hamburg auf rd. 75 M. für 1 t Getreide stellen, während sich die Kosten des Transportes zu Bahn von Pitesti bis Turnu Margule an der Donau und von da auf Donau, Verbindungskanal und Elbe nach Hamburg in 600 t-Schiffen auf rd. 48 M. berechnen würden. Die Eisenbahnfracht ist also um fast 50 % höher als die Beförderung auf dem Binnenschiffahrtsweg. Die Seefracht berechnet Verfasser nach den vor dem Kriege geltenden Frachtsätzen einschließlich Bahntransport bis Constantza und Umladung daselbst allerdings nur zu 14 bis 22 M. In Friedenszeiten würde also der Binnenschiffahrtsweg mit dem Seeweg nicht erfolgreich in Wettbewerb treten können, wohl aber gegenüber der Eisenbahn sehr erhebliche wirtschaftliche Vorteile bieten. Verfasser vertritt daher die Ansicht, daß Deutschland alle Ursache habe, die österreichischen Bestrebungen, eine Donau-Elbe-Verbindung zu schaffen, nachdrücklich zu unterstützen.

Ganz abgesehen davon, daß Verfasser selbst die Meinung vertritt, daß die Kosten der Beförderung auf dem neuen Binnenschiffahrtsweg bei entsprechender Verbesserung der Donau-Wasserstraßen selbst sich noch erheblich werden herabdrücken lassen, und daß unseres Erachtens die Kosten der Beförderung zur See sowohl was die Frachten, wie die sonstigen Unkosten betrifft, nach dem Weltkrieg erheblich über den jetzigen Sätzen bleiben werden, verschiebt sich das Verhältnis der Kosten natürlich für jeden weiter landeinwärts gelegenen Punkt nicht unbeträchtlich. So wird z. B. zu den Kosten von 1 t Getreide, das auf dem Seeweg über Hamburg nach Berlin befördert wird, nach Krause, „Der Osthafen zu Berlin“, i. M. noch etwa 3 M. an Kosten für Umschlag und Beförderung hinzu zu rechnen sein, während sich die Beförderungskosten auf dem Binnenschiffahrtsweg nach Berlin vielleicht um 2 M. billiger stellen würden als nach Hamburg. Noch günstiger wird das Verhältnis, wenn man die sächsischen Verhältnisse in Betracht zieht. Seitens der sächsischen Regierung ist daher auch lediglich in der 2. Kammer die Erklärung abgegeben worden, daß sie eine Kanalverbindung zwischen Donau und Elbe über den Donau-Oder-Kanal mit Nachdruck fördern werde. —

Fr. E.

neuen Hafenbecken des Ruhrorter Hafens abzweigen (vergl. den Lageplan Deutsch. Bztg. Jahrg. 1909 S. 330 u. 332). Eine weitere Belastung dieses Kanales ist aber im Interesse des Hafens wie des Kanal-Verkehres nicht zulässig. Die zweite Schleuse ist vielmehr zweckmäßiger Weise in die unterste, 5 km lange, hochwasserfrei eingedeichte Ruhrstrecke zu verlegen und zwar an die Stelle, wo jetzt schon ein bewegliches Wehr eingebaut ist, das den Wasserstand der Kanalhaltung I regelt, die jetzt schon mit der Ruhr in schiffbarer Verbindung steht. Der Einbau der einen Schleuse bedingt eine entsprechende Umgestaltung und Erweiterung der unteren Ruhrstrecken und einen Durchstich an der Schleuse.

Von den veranschlagten Kosten von 13,2 Mill. M., die sich auf den am Rhein-Herne-Kanal gemachten Erfahrungen unter Einrechnung eines angemessenen Teuerungs-Zuschlages aufbauen, entfallen etwa 1 Mill. M. auf Grunderwerb, 1,42 Mill. auf den Ausbau der Ruhrmündung, 1,81 Mill. auf den Ruhrdurchstich mit Schleusenkanal, 6,93 Mill. M. auf die Schleuse selbst und schließlich noch 1,97 Mill. M. auf alle übrigen Kosten.

Aus örtlichen Gründen ist an der für den Bau der Schleuse gewählten Stelle bei Aufrechterhaltung ordnungsmäßiger Hochwasser-Abführung in der Ruhr nur Breite für die Anlage einer Schleuse vorhanden. Eine spätere Verlängerung der jetzt zu erbauenden neuen Schleuse würde andererseits eine mehrjährige Sperrung der neuen Mündung bedingen. Es ist daher gleich die Anlage der Schleuse so auszubauen, daß sie auch in einer ferneren

Zukunft dem gesteigerten Verkehr noch genügen kann. Sie soll daher zusammen mit der alten Schleuse I soviel leisten können, wie die Schleusen II—VII, wenn diese später durch eine 3. Schleppzugs-Schleuse erweitert werden sollten. Die neue Schleuse erhält daher eine doppelte Schleppzugslänge und noch Raum für die gleichzeitige Durchschleusung eines Schleppdampfers, was im Betriebsinteresse erwünscht erscheint, d. h. $2 \cdot 165 + 20 = 350$ m Länge. Auch die Breite soll späterem Bedürfnis gleich entgegenkommen und wird statt auf 10 m, wie bei den bestehenden Schleusen, auf 13 m bemessen, ein Maß, das übrigens auch die Stadt Mülheim für den Anschluß ihrer Hafenanlage an die kanalisierte Ruhr gewählt hat. Die Mehrkosten für diese Verbreiterung sind auf 450 000 M. veranschlagt, deren Aufbringung bereits von dem an der Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Rhein-Herne-Kanales besonders interessierten Kohlenbergbau nebst zugehörigen Transport-Unternehmungen in Gemeinschaft mit der Stadt Mülheim übernommen sind.

Die Schleuse erhält bei ihrer großen Länge noch ein Mitteltor, entspricht in ihrer baulichen Anlage und den gegen Senkungsschäden vorgesehenen Sicherungen den jetzt in 2 $\frac{1}{2}$ jährigem Betrieb bewährten vorhandenen Schleusen. Da die Mergeldecke des Steinkohlengebirges, bis auf welche die Schleuse hinabgeführt werden muß, hier sehr tief liegt, sind die Gründungskosten besonders hohe. Im Uebrigen sind in Bezug auf zu erwartende Bodensenkungen die Verhältnisse hier die gleichen, wie bei Schleuse I.

Beim Ausbau des Schleusenkanales ist auf auskömmliche Liegeplätze Rücksicht genommen, ebenso ist ein Ausbau der Ruhrmündung zum geräumigen Liegehafen vorgesehen, da der Rhein an der Einmündungsstelle in dieser Hinsicht schon reichlich überlastet ist. Die untersten 600 m Länge der neuen Mündung erhalten 150, weitere 1,3 km 100 m Breite, sodaß Liegeplätze für reichlich 100 große Schiffe vorhanden sind. Unterkanal und Mündungsstellen erhalten eine Tiefe von 0,5 m unter planmäßiger Rheinsohle, was sich beim Ruhrorter Hafenskanal als ausreichend erwiesen hat.

Wettbewerbe.

Preis Ausschreiben betr. Entwürfe zu Wohnräumen. Die Gewerbeanstalt Augsburg, Zweigstelle der Bayer. Landesgewerbeanstalt Nürnberg, erläßt ein auf das Königreich Bayern beschränktes Preis Ausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für eine Wohnküche, ein Wohn- und Schlafzimmer, mit Preisen von 150 bis zu 50 M. Einlieferungstermin 30. Juni 1917.

Ein öffentlichen Wettbewerb um Pläne für ein Zinshaus in Budapest schreibt der Stadtmagistrat mit Frist zum 1. Oktober d. J. aus. Drei Preise von 5000, 3000, 2000 K., außerdem Ankauf 5 weiterer Entwürfe zu je 1000 K. Ob der Kreis der Bewerber auf österreichisch-ungarische Architekten beschränkt ist, besagt unsere Quelle (Wiener Bauindustrie-Zeitung) nicht.

Literatur.

Grundzüge des Unterwasser-Tunnelbaues. Von Ing. A. Haag. Berlin 1916. Julius Springer. Pr. 2 M.

Bei den im Bau begriffenen oder bereits fertiggestellten Berliner Untergrundbahnen hat es sich herausgestellt, daß eine befriedigende Lösung für die Kreuzung der Bahnen mit Flüssen und Kanälen noch nicht gefunden ist. Das Buch von A. Haag, das in mustergültiger, wissenschaftlicher Weise die Grundzüge des Unterwasser-Tunnelbaues behandelt, weist einen Weg, wie diese Bauten befriedigend in technischer und wirtschaftlicher Beziehung gelöst werden können. Haag schließt den Vortriebschild in seiner ersten Form durch eine Wand ab. Es wird der große Luftverbrauch für die vor dem Schilde notwendige Luftblase gespart und ein plötzliches Entweichen der Luft ausgeschlossen. Ein Beseitigen von Hindernissen vor der Abschlußwand ist dadurch möglich, daß durch eine Schleuse der Raum betretbar gemacht wird. Größere Steine können gesprengt werden, und Holzpfähle werden, wie es an anderer Stelle schon geschehen ist, durch den vorgetriebenen Schild glatt abgeschnitten. Hat der zu durchfahrende Boden eine flachere Böschung als die Schildschneide Neigung hat, so kann durch Einbauen von wagrechten Platten die Böschung geteilt werden. Eine Neuerung im Schildbau stellt der von Haag als Tunnelbohrer bezeichnete Schild dar. Dieser Tunnelbohrer ist im Grundgedanken dasselbe wie eine Schlammbüchse beim Bohren im sandigen Boden. Der Boden tritt durch die unter der Schlammbüchse liegenden Rohr hinter die Schlammbüchse in den Schild hinein. Der Boden kann auf jede beliebige Weise hinausgeführt werden. Eine Lösung des Bodens findet durch Wasserstrahl statt und

durch einen beweglichen Vorschneider, der in der First liegt. Die First wird noch besonders durch einen kleinen Schild oder durch einzelne eiserne Vortriebspfähle, die aus dem Inneren heraus vorgetrieben werden können, geschützt.

Einen Schritt weiter tut Haag damit, daß er den Schild auch vorn vollständig schließt und ihn in das freie Wasser setzt. Es ist jetzt möglich, im Schutze des Schildes das Mauerwerk stückweise herzustellen. Da der Boden für das herzustellende Bauwerk bereits beseitigt ist, braucht der Schildmantel an der Sohle nicht mehr vorhanden zu sein. Die seitlichen Bleche gehen also senkrecht bis auf die Sohle hinunter und der ganze Schild wird auf ein Gleis gestellt. Diese Vorschläge erscheinen zunächst überraschend und Viele werden an der Durchführung zweifeln, zumal ein Bau in derartiger Ausführung noch nicht hergestellt ist. Diese Zweifel sollten aber keinen Techniker hindern, mit dieser Bauweise einen Versuch zu machen.

Für einen beim Schildvortrieb sehr unangenehmen Punkt hat Haag eine verblüffend einfache Lösung vorgeschlagen. Da das Ausfüllen der Lücken zwischen Schild und durchfahrem Boden sehr schwierig ist und noch keine befriedigende Lösung gefunden hat, so kann Haags Vorschlag, zwei Auskleidungsbleche zu nehmen, die nach Vortrieb des Schildes auseinandergeschraubt werden, sodaß die äußere Blechhaut gegen den Boden liegt und der Zwischenraum mit Zement ausgefüllt wird, zum Ziel führen. Dieses Buch von Haag wird für den weiteren Ausbau des Unterwasser-Tunnelbaues mit seinen neuen Vorschlägen grundlegend sein und vielleicht lesen wir bald ein neues Buch von Haag, in welchem diese Gedanken noch weiter ausgeführt werden. K. Domke.

Literatur-Verzeichnis.

Barthel, Theodor. Mein Traum. Buchholz-Friedewald (Dresden) 1915. Verlag Aurora. Pr. 50 Pf.

Bauordnung für die Hauptstadt Mannheim vom 22. Oktober 1913. Mit Landesbauordnung und Ergänzungs-Vorschriften auf Grund amtlichen Materials. Herausgegeben von Oberamtm. Franz Joseph Roth. Mannheim 1914. Handelsdruckerei Katz.

Dr. Bürner, Rich. Alte Grabmäler auf deutschen Friedhöfen. Mit 155 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. Berlin W. 30, 1913. Otto Baumgärtel. Pr. 10 M.

Biegeleisen, B., Dr.-Ing., Priv.-Doz., und Ing. R. Bukowski. Grundlagen zur Berechnung von Wasserrohrleitungen. Sonderdruck aus dem „Gesundheits-Ingenieur“. München. R. Oldenbourg. Pr. 1,50 M.

Inhalts-Verzeichnis der Jahrgänge 1899 bis einschl. 1913 (I—XV) der Zeitschrift Die Denkmalpflege. Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung. Berlin 1914. Wilhelm Ernst & Sohn. Pr. 5 M.

Denkschrift zur Verbesserung und Ausbildung der Bauordnung für die Berliner Vororte. Aufgestellt vom Architekten-Ausschuß Groß-Berlin. Gebildet im Jahre 1906 durch die „Vereinigung Berliner Architekten“ und den „Architekten-Verein“ zu Berlin, ergänzt durch die Ortsgruppe Berlin des „Bundes deutscher Architekten“. Berlin-Grünwald 1913. Burgverlag G. m. b. H.

Diestel, Kurt, Prof. kgl. Brt. Uebergangserscheinungen im Städtebau und Bauordnungswesen. Mit 20 Text-Abbildungen. Berlin W. 8. 1915. Karl Heymann's Verlags-Buchhandlung. Pr. 1,60 M.

Das Eigenheim des Bürgers. Ein Führer zum Eigenhaus auf eigener Scholle für die Mittelstandskreise. Mit 360 Ansichten, Grundrissen und Interieurs der Hausbeispiele für einfache wie verfeinerte Ansprüche von 5000 M. aufwärts, nebst 10 Kunstbeilagen. Im Auftrage der Gesellschaft für Heimkultur, E. V. herausgegeben von Dr. Walter H. Dammann und Emil J. Abigt. 6. verbesserte und erweiterte Aufl. Wiesbaden 1914. Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H. Pr. geb. 4,50 M. (Porto 30 Pf.).

Beihfte zum Gesundheits-Ingenieur. Reihe I. Arbeiten aus dem Heizungs- und Lüftungsfach. Herausgegeben von Prof. Dr. techn. K. Brabbée. Beiheft 7: Mitteilungen der Prüfanstalt für Heiz- und Lüftungsanlagen (Techn. Hochschule zu Berlin, Vorst.: Prof. Dr. Brabbée). 21. Mitteilung: Vereinfachtes zeichnerisches oder rechnerisches Verfahren zur Bestimmung der Rohrleitungen von Lüftungs- und Lüftungsanlagen. München 1915. R. Oldenbourg. Pr. 10 M.

Grotte, Alfred, Dr.-Ing., Prof. Deutsche, böhmische und polnische Synagogentypen vom XI. bis Anfang des XIX. Jahrhunderts. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler E. V. in Frankfurt a. M. Mit 24 Taf. u. 60 Abbildungen. Berlin W. 66. 1915. Der Zirkel, Architekturverlag, G. m. b. H. Pr. 5 M.

Inhalt: Denkmal-Entwürfe aus großer Zeit. (Schluß). — Ein französisches und ein belgisches Buch über den Wiederaufbau kriegsbeschädigter Orte. — Zur Frage der Schaffung einer Großschiffahrts-Verbindung zwischen Elbe und Donau. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Literatur. — Literatur-Verzeichnis.

Bildbeilage: Spanien. Kathedrale in Salamanca.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: L. V. Fritz Eiselein in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

51. JAHRGANG. NO 43. BERLIN, DEN 30. MAI 1917.

Selbsttätige Saugüberfälle. (Modellversuche.)

Von Diplom-Ingenieur A. Weirich, z. Zt in Wesel.

Die nachfolgend beschriebenen Versuche erstrebten die Prüfung des Wirkungsgrades, der Ablaufverhältnisse und der Zweckmäßigkeit einer neuen Form von selbsttätigen Hebern für mittlere und große Gefälle. Sie verdanken ihre Durchführung dem lebenswürdigen Entgegenkommen des Leiters des Flußbau-Laboratoriums an der Techn. Hochschule zu Karlsruhe, Hrn. Ob.-Brt. Prof. Th. Rehbock, der nicht nur wiederholt das Laboratorium für die Versuche zur Verfügung stellte, sondern auch die Deckung der nicht unerheblichen Kosten für Apparat übernahm.

Da die Verwendbarkeit, die Vor- und Nachteile von selbsttätigen Heberanlagen i. Allg. bereits a. a. O. eingehend behandelt wurden¹⁾, so sei bezüglich dieser Punkte hier nur noch Einiges kurz hervorgehoben. Je nach der Verwendung und der Art und Weise wie das Anspringen des Hebers erreicht wird, kann man 3 Gruppen unterscheiden: Die erste, zu der die älteren Anlagen gehören, bedarf zur Entfernung der Luft aus dem Heber-Innenraum einer besonderen, meist selbsttätigen Vorrichtung (vergl. Heber von Mittersheim, Lothr. und das erste Patent von Heyn-Stettin a. d. J. 1902). Ein Abschluß des Heberaumes durch ein Wasserbecken am Auslauf ist unbedingt erforderlich. Diese Bauweise dürfte neuerdings kaum mehr für selbsttätige Anlagen zur Anwendung gelangen. Die zweite Gruppe umfaßt die Heber ohne luftsaugende Einrichtung und ohne abschließendes Wasserbecken am Auslauf. Bei diesen Anlagen muß der Oberwasser-Spiegel annähernd bis zum Scheitel der Kappe steigen, um den Heber sicher zum Anspringen zu bringen. Es müssen daher entweder größere Schwankungshöhen zulässig sein oder die lichte Höhe zwischen Wehrrücken und Heberkappen-Scheitel ist sehr klein zu halten. Dazu gehören u. a. die Heber des Champlain Canal in den Vereinigten Staaten²⁾ mit 1 bzw. 1/2 Fuß lichter Höhe und die Heber des Wartenberger Weihers in Böhmen³⁾ mit 45 cm Schwankungshöhe und 62,5 cm lichter Höhe. Zu dieser Gruppe können auch die Heber gerechnet werden, die durch ihre Saugeinrichtung zu der dritten Gruppe gehören, denen aber das untere Becken fehlt und die deshalb nach dem Auslauf zu den Querschnitt erheblich einschränken müssen. Die dritte Gruppe enthält die Bauweisen, die unter Verwendung eines unteren luftabschließenden Wasserbeckens eine möglichst kleine Schwankungshöhe des O. W.-Spiegels erstreben. Dazu gehören die Heber von Heyn und von Gregotti⁴⁾. Die folgenden Untersuchungen gelten hauptsächlich der dritten Gruppe; sie streifen aber auch in einigen wesentlichen Punkten die zweite. Da in den Ausführungen der rechteckige Querschnitt der übliche ist, so ist nur dieser in Betracht gezogen.

Das bei den Versuchen verwendete Modell, Abb. 1, S. 218, wurde ganz aus 3 mm starkem Messingblech angefertigt. Zur Absteifung ist der feste Wehrkörper auf eine große Messingplatte aufgeschraubt, während die Heberkappe zur beliebigen Einstellung frei verstellbar ist. Am oberen Teil des Wehrkörpers ist ein Schlitz eingebaut zur Lüftung des überlaufenden Strahles; später wurde die Vorrichtung zu einer einfachen Nase abgerundet (vergl. Abbildungen 2 und 3). Die Breite des Hebers beträgt im eingebauten Zustand 12,65 cm und ist von oben bis unten gleich. Der Heberquerschnitt erweitert sich normalerweise von der Wehrkörper-Krone aus nach beiden Enden, kann aber auch am Auslauf durch Verstellen der Heberkappe verringert werden. Die allgemeinen Abmessungen sind in Abbildung 3 an dem in derselben Ebene aufgestellten Maßstab ohne weiteres abgreifbar; die notwendigen genauen Größen sind in der untenstehenden Tabelle enthalten. Der Heber wurde in die 50 cm breite, große Versuchsrinne so eingebaut, daß die offene Seite luftdicht an der einen Glaswand anlag. Der verbleibende Teil der Rinne wurde durch ein festes Wehr gedichtet. Etwa 45 cm von der Unterkante Heberkappe entfernt wurde in die Auslaufrinne ein kleines Wehr eingebaut, dessen Höhe verschiedentlich gewechselt wurde.

Versuch	Oberwasser	Unterswasser (Unterkante Kappe)	Gefälle h	Querschnitt F	Q_t	Q_w	Wirkungsgrad μ	Abstand von U. K. Kappe	Klein- nes Wehr
	m	m	m	qm	cbm	cbm		m	m
1	+0,002 ^a	-0,409 (-0,448)	0,412	0,003163	0,009	0,00861	0,956	0,44	-0,436
2	-0,037 ^a	-0,409 (-0,448)	0,372	"	0,00854	0,008190	0,958	0,44	-0,448
3	± 0	-0,448	0,448	"	0,00939	0,00913	0,974	-	-
4	± 0	-0,448	0,448	"	0,00939	0,00914	0,975	0,42	-0,475
5	+0,006 ^a	-0,450	0,457	"	0,00947	0,00932	0,984	0,45	-0,469
6	+0,004 ^a	-0,450	0,455	"	0,00945	0,00921	0,975	0,45	-0,469
7	+0,000 ^a	-0,450	0,450	"	0,00940	0,00912	0,970	0,45	-0,469
8	-0,011 ^a	-0,450	0,439	"	0,00928	0,00901	0,971	0,45	-0,469
9	-0,012 ^a	-0,450	0,438	"	0,00927	0,00906	0,977	0,45	-0,469

Zu den in der Tabelle geordneten Messungen ist Folgendes zu erwähnen: Als Höhe ± 0 ist die oberste Innenkante der Heberkappe angenommen worden; von da

¹⁾ „Deutsche Bauzeitung“ 1911, No. 27: Ludin, Saugüberfälle; sowie das Werk von A. Ludin, „Die Wasserkräfte“, Berlin 1913. Jul. Springer.

²⁾ Engineering News 1910, S. 398.

³⁾ Beton und Eisen 1914, S. 130.

⁴⁾ Vergleiche auch Schweizerische Bauzeitung 1911, No. 15.

aus sind die anderen Höhen gerechnet. Das O. W. wurde etwa 1,5 m oberhalb des Ueberlaufes mit Spitzenmesser ge-

außerordentlich genau ermittelt werden. Eine Beschreibung dieses mit der peinlichsten Sorgfalt und Genauigkeit eingerichteten Meßwehres erübrigt sich hier, da sie bereits a. O. erschienen ist.⁵⁾ Zur Ermittlung der theoretisch ablaufenden Wassermenge dient die Formel

$$Q_t = F \cdot \sqrt{2gh}$$

Als maßgebendes Gefälle h gilt die Höhe zwischen Oberwasser und Unterwasser; für das letztere wurde bei den Versuchen 3—9 die Auslaufkante der Heberkappe angenommen, wieder auf das Wasser wirkt. Bei diesen 7 Versuchen tritt der Strahl frei aus dem Heber aus (Abbildung 2). Bei Versuch 1 und 2 befindet sich der Wasserspiegel der Walze höher als die Auslaufkante der Heberkappe. Es konnte daher das U. W. nur annähernd als tiefste Lage des Spiegels der Walze bestimmt werden. Die Ergebnisse der 7 letzten Versuche sind deshalb auch die genaueren. Der Querschnitt F an der Ueberlaufkronen ist der einzige, in dem der Wasserstrahl voll, d. h. ohne Bildung einer Walze läuft. In ihm herrscht die der Fallhöhe entsprechende Geschwindigkeit. Weiter unten füllt der Strahl den Querschnitt nicht mehr; er teilt ihn mit mehreren Walzen; außerdem verringert sich die mittlere Geschwindigkeit allmählich gegen den Auslauf zu (vergl. weiter unten). Der errechnete Wirkungs-

$$\text{Grad } \mu = \frac{Q_w}{Q_t} \text{ betrug bei Versuch 1—2}$$

$\mu = 0,957$ und bei Versuch 3—9 $\mu = 0,975$. Wenn auch dieser außerordentlich hohe Wert bei größeren Ausführungen kaum erreicht werden dürfte, so zeugt doch das günstige Ergebnis für die Zweckmäßigkeit der Form. Es sei noch bemerkt, daß zwischen den einzelnen Versuchen meist längere Zeiträume lagen und daß nach Versuch 4 der Heber ausgebaut wurde.

Verlauf der Versuche und Folgerungen:

Das O. W. steht auf der Höhe der Ueberlaufkronen, das U. W. füllt das Becken vor dem kleinen Wehr. Läßt man langsam das O. W. steigen, so wird zunächst ein gewöhnlicher Ueberlauf stattfinden so lange, bis die Ueberlaufhöhe am kleinen Wehr so weit gewachsen ist, daß der U. W. Spiegel an der Heberkappe anstößt. Von diesem Augenblick an wird die Luft von dem fallenden Strahl nach außen befördert. Bis zum Volllaufen dauert es jetzt nur noch wenige Sekunden (7—10 Sek.). Diese kurze Zeit dürfte auch bei großen Ausführungen einzuhalten sein. Mit der Höhe des kleinen Wehres hat man es nun in der Hand, bei langsam steigendem O. W. dessen höchsten Spiegel festzulegen; er wird annähernd um den Höhenunterschied zwischen Krone des kleinen Wehres und Unterseite der Heberkappe über der Krone des Heberkörpers liegen. Je kleiner natürlich dieser Unterschied ist, um so größer wird die Abweichung von diesem Grundsatz sein, da für den Fall, daß der Unterschied 0 ist, eine gewisse Ueberlaufhöhe nötig ist, um die ersten Luftteilchen heraus zu befördern. Will man nun das kleine Wehr möglichst niedrig halten, um einen walzenfreien Fuß des Auslaufstrahles bei vollem Betriebe zu erreichen, und um zugleich die niedrigste Schwankungshöhe des O. W. zu erhalten, so ist die Oberkante eines kleinen Wehres annähernd um dieses praktisch nötige Ueberlaufmaß (hier einige Millimeter, in Ausführungen wenige Zentimeter) tiefer zu halten als Unterseite der Heberkappe. Dadurch ist auch der im Heber eingeschlossenen Luft die Möglichkeit zum Entweichen gegeben. Bei vollem Betriebe ist nicht nur die Höhe des kleinen Wehres von Einfluß, sondern natürlich auch sein Abstand von der Heberkappe. Je näher das kleine Wehr steht, umso leichter wird die dämpfende Walze

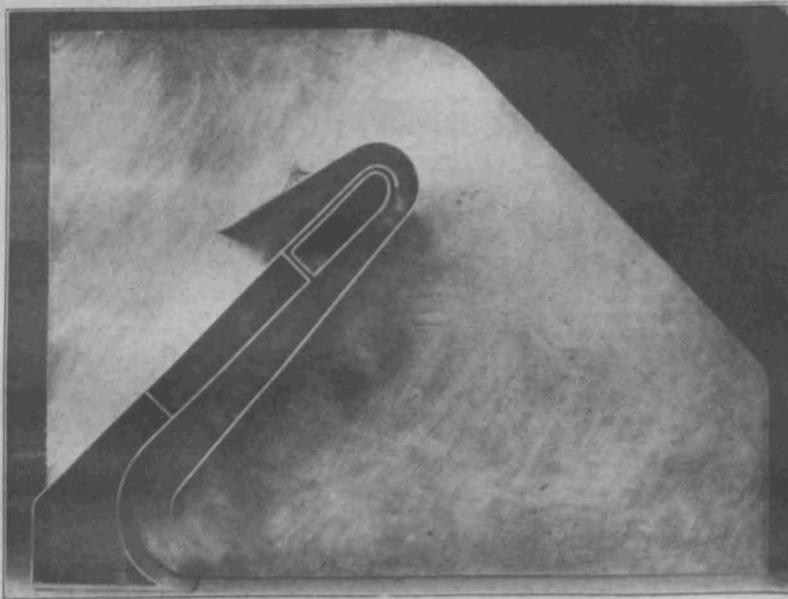


Abbildung 1. Zu den Versuchen verwendetes Modell.

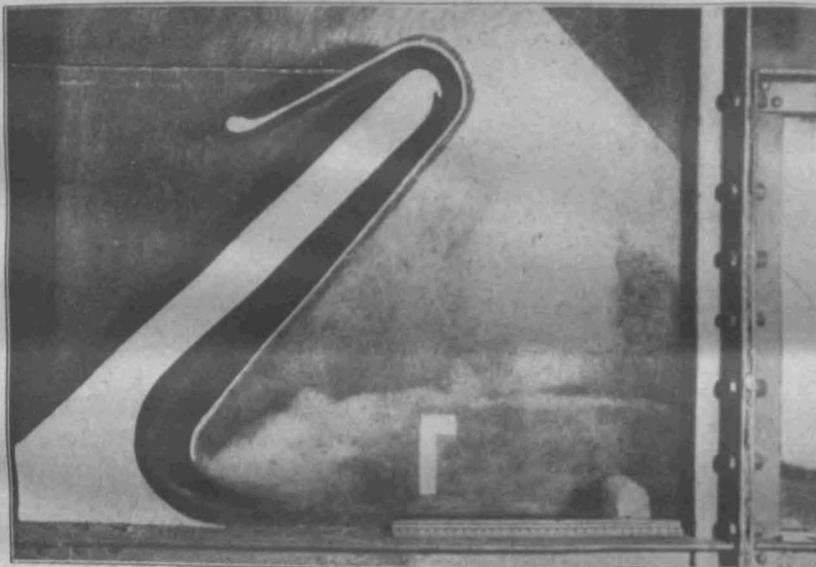


Abbildung 2. Abgeänderte Modellform (Heber in vollem Betrieb).

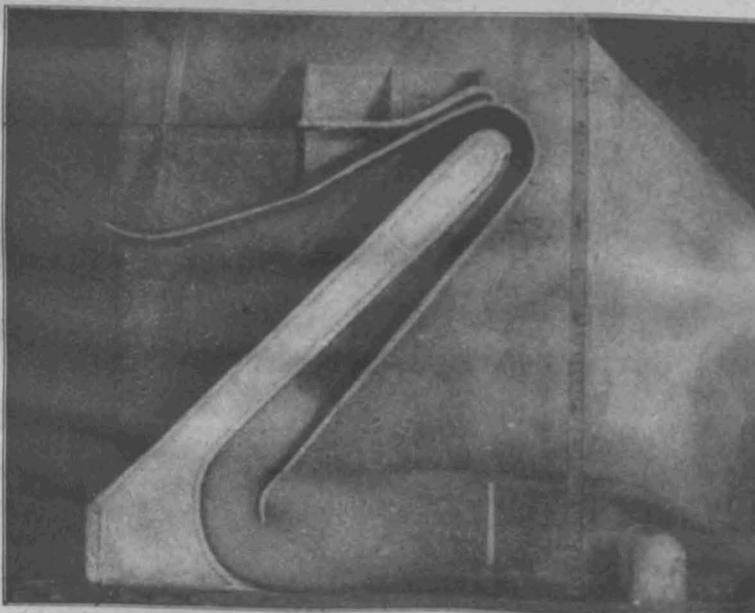


Abbildung 3. Abgeänderte Modellform (Heber im Augenblick des Abreißen).

messen. Die überfließende Wassermenge konnte mittels der am Anfang der Rinne eingebauten Meßeinrichtung

⁵⁾ Zeitschrift für Bauwesen 1910.

bis an die Heberkappe herantreten und den Fuß des Strahles bedecken und umso kürzer ist auch die Walze. Beides ist aber nicht erwünscht; ersteres nicht wegen des schlechteren Wirkungsgrades, letzteres nicht, weil eine kurze Walze den Strahl nicht hinreichend zu beruhigen vermag. Das kleine Wehr ist daher so weit weg zu legen, als es konstruktiv möglich ist. Die Heberformen, die das Auslaufbecken nur zum Luftabschluß verwenden

besonders starke Sohlenbefestigungen unterhalb des Hebers notwendig werden. Die hier verwendete Form gestattet nun leicht die Erfüllung obiger Forderung, da der Einbau des kleinen Wehres meist noch innerhalb des Hauptwehrprofils möglich ist. Das Wasser tritt aus dem Wehr verhältnismäßig ruhig aus und erfordert jedenfalls nur eine geringe Bodenbewehrung unterhalb des Hebers. Die Bauwerkslänge ist auf ein Mindestmaß beschränkt. Eine



Abbildung 4.

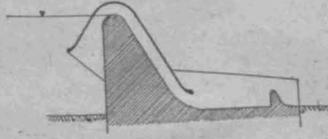


Abbildung 6.

Abbildungen 4, 6 und 9,
Verschiedene Ausbildungsformen des Hebers.

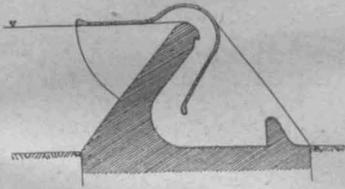


Abbildung 9.

Abbildungen 5, 7 und 8.
Aufnahmen während des Anspringens des Hebers
(Modell-Versuch).

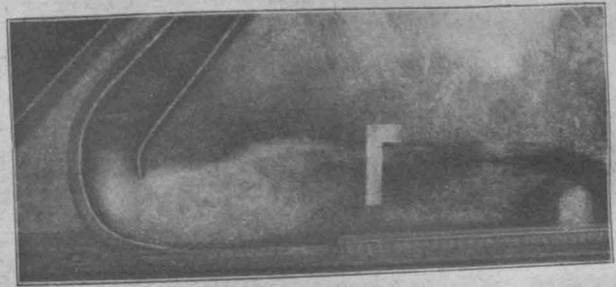


Abbildung 5.

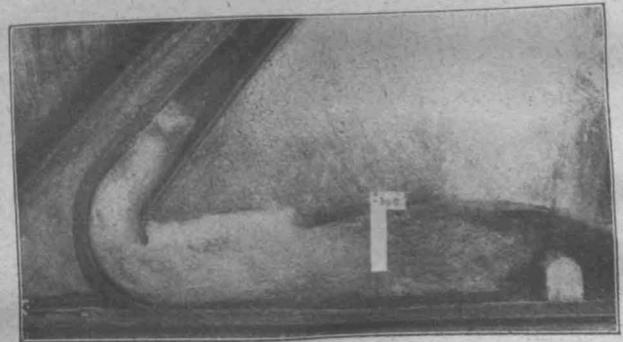


Abbildung 7.

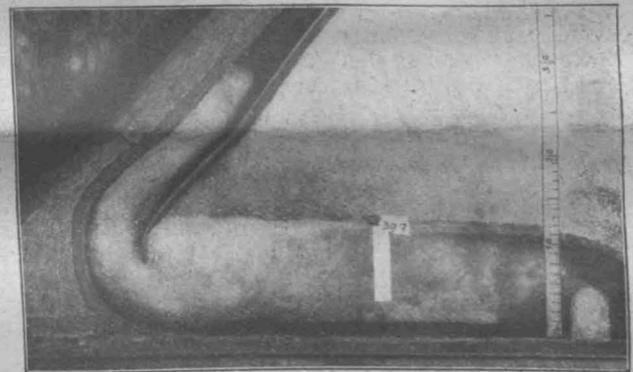


Abbildung 8.

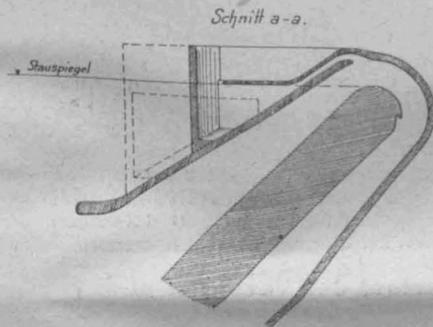
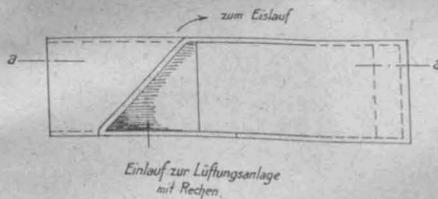


Abbildung 10.
Ausbildung
der Lüftungs-
Anlage auf
dem Heber.



Selbsttätige
Saugüberfälle.
(Modell-
Versuche.)

und wie die Gregotti'schen und Heyn'schen Heber den Wasserstrahl frei nach außen und oben schleudern, gehen des Vorteiles der Strahldämpfung meist verlustig, wodurch

Entwässerung des U. W.-Beckens ist vorzusehen, um Eisbildung zu verhindern. —

(Schluß folgt.)

Rechtsfragen.

Entscheidungen des preuß. Ob.-Verwalt.-Gerichtes. (Bauliche Veränderungen an einem Gebäude vor der festgesetzten Fluchtlinie.) Auf einem Grundstück in Br. sind verschiedene bauliche Arbeiten ohne Genehmigung ausgeführt worden. Durch Verfügung vom 29. Juni 1914 forderte die städtische Baupolizei-Verwaltung die Beseitigung der Anlagen. Dabei bemerkte sie: „Eine nachträgliche Genehmigung zur Belassung der Änderungen kann nicht erteilt werden, weil der Magistrat auf Grund des § 11 des Gesetzes vom 2. Juli 1875 der Erteilung der Genehmigung widerspricht, da die Veränderungen vor der festgesetzten Fluchtlinie, bzw. in Räumen, die von der Fluchtlinie geschnitten werden, vorgenommen worden sind.“ (Nach § 11 tritt mit dem Tage der Offenlegung des Bebauungsplanes die Beschränkung des Grundeigentümers, daß Umbauten neben Neu- und Ausbauten über die Fluchtlinie hinaus versagt werden können, endgültig ein.) Auf die Klage der Grundstückseigentümer hob der Bezirksausschuß nach Einladung des Magistrates und Einholung eines Gutachtens die Verfügung teilweise auf. Der IX. Senat des Oberverwaltungsgerichtes hat sie auch insoweit, als der Bezirksausschuß sie hat bestehen lassen, durch Entscheidung vom 31. Oktober 1916 außer Kraft gesetzt. Der Senat verwies darauf, wie sich das Ob.-Verwalt.-Gericht bereits in einem

Urteil vom 25. Januar 1896 über den Begriff des Umbaus im Sinne des § 11 des Fluchtliniengesetzes dahin ausgesprochen hat: „Nicht jede Veränderung der Substanz eines Gebäudes stellt einen Umbau desselben dar; anderenfalls wäre der größte Teil der baulichen Vorkehrungen, die der allgemeine und sichere Sprachgebrauch als Reparaturen bezeichnet, zu den Umbauten zu rechnen. Von den letzteren kann nur da die Rede sein, wo es sich um eine immerhin eingreifende, das Gebäude teilweise umgestaltende und so um eine wesentliche Veränderung der Substanz handelt, und es muß hierauf namentlich da besonderes Gewicht gelegt werden, wo das sonst meist den Umbauten eigentümliche Kennzeichen der Veränderung der Zweckbestimmung des Gebäudes mangelt“. Auf dem Grundstück der Kläger sind, so heißt es weiter in der Ausfertigung des Urteiles des Senates, umfangreiche Umgestaltungen des Vergnügungszwecken dienenden Gebäudes durch Errichtung eines Saalvorbaues und Vergrößerung der Glashalle nach der Festsetzung der Bau- und Straßenfluchtlinien baupolizeilich unter gewissen Bedingungen genehmigt worden. Hier handelt es sich aber nur um kleinere bauliche Änderungen, die an ganz verschiedenen Stellen des ausgedehnten Gebäudes ausgeführt worden sind und deren Betrachtung unter dem einheitlichen Gesichtspunkt einer in sich zusammenhängenden und einer gemeinsamen Zweckbestimmung

dienenden Umgestaltung des ganzen Gebäudes daher nach der ganzen Sachlage ohne weiteres ausgeschlossen ist. Kann also nur jede einzelne der baulichen Aenderungen für sich betrachtet werden, so ist der Gerichtshof zu der Ueberzeugung gekommen, daß keine von ihnen als wesentlich zu erachtende Veränderung der Substanz des Gebäudes angesehen werden kann, und daß auch eine irgendwie wesentliche Erhöhung des Wertes des Gebäudes durch diese Maßnahmen nicht herbeigeführt worden ist. Dies gilt insbesondere von dem Abschluß des Flures gegen den großen Saal durch eine Wand von einem halben Stein Stärke an Stelle des früher dort vorhandenen Abschlusses, mag er aus Fachwerk oder aus einer Holzrahmenwand mit Verglasung bestanden haben. Daß die angefochtene Verfügung aber außer in § 11 des Fluchtliniengesetzes, auf die sie allein gestützt ist, noch in sonstigen Vorschriften des Baurechtes ihre Rechtfertigung finde, ist von der Baupolizei-Verwaltung nicht behauptet worden und auch sonst nicht ersichtlich (IX. B. 23. 16). — L. K.

Vermischtes.

Liebesgaben für unsere Eisenbahntruppen. Die Liebesgaben-Annahmestelle der Eisenbahntruppen, Berlin-Schöneberg, Kolonnenstr. 31, bittet erneut um Berücksichtigung der Eisenbahntruppen, die überall, wo deutsche Truppen kämpfen, zerstreut tätig sind und daher erfahrungsgemäß mit Liebesgaben nicht reich bedacht werden. Geldsendungen sind zu richten an das Bankkonto Dresdner Bank, Depositenkasse N, Berlin-Schöneberg, Haupt-Str. 19 oder an Postscheckkonto Berlin No. 20990. Bahngut geht unter der Bezeichnung „Freiwillige Gaben“ frachtfrei an die Annahmestelle. Wir unterstützen den Aufruf wärmstens bei allen Fachgenossen.

Erhöhung des Honorares für österreichische Architekten. Der „Oesterreichische Ingenieur- und Architektenverein“ hat in der Versammlung vom 28. April 1917 beschlossen, die Preissätze der Honorar-Bestimmungen für Hochbauten und architektonische Arbeiten der Teuerung wegen um 25 % zu erhöhen. Die Vereinsleitung hat ihre Mitglieder ferner aufgefordert, dem Beispiel der „Wiener Bauhütte“ zu folgen und darauf zu bestehen, daß an den von ihnen ausgeführten Bauten Tafeln mit dem Namen des Architekten angebracht werden. —

Regierungs-Baumeister a. D. Wir erhalten die folgende Zuschrift: Aeltere, vor längerer Zeit schon aus dem Staatsdienst ausgeschiedene Regierungs-Baumeister pflegen bei ihrem Titel nicht den Zusatz a. D. (außer Dienst) zu machen, was auf folgende Gründe zurückzuführen ist: Das Patent als „Königlicher Regierungsbaumeister“ ist zwischen den Jahren 1886 und 1895 den Bewerbern vom Minister in einem vorgedruckten Schreiben übersandt, in dem es u. A. heißt: „Hinsichtlich der den Königlichen Regierungsbaumeistern obliegenden Verpflichtungen verweise ich auf den § 51 der Vorschriften über die Ausbildung und Prüfung für den Staatsdienst im Baufache vom 6. Juni 1886 usw.“ In diesem § 51 heißt es, daß mit dem Verzicht auf Beschäftigung im Staatsdienst das Recht verloren geht, dem Titel „Regierungsbaumeister“ das Beiwort „Königlicher“ hinzuzufügen. Durch die Vorschriften vom 5. April 1895 ist dann der Titel „Regierungsbaumeister“ ohne das Beiwort „Königlich“ eingeführt. § 52 dieser späteren Vorschriften sagt: „Wünscht ein Regierungsbaumeister aus dem Staatsdienst auszuschcheiden, so hat er beim Minister der öffentlichen Arbeiten seine Entlassung nachzusuchen, die ihm mit dem Bedeuten erteilt wird, daß er fortan dem Titel „Regierungsbaumeister“ den Zusatz „a. D.“ beizufügen hat. Wenn also ältere Regierungsbaumeister das „a. D.“ ihrem Titel nicht hinzufügen, so geschieht es bei aller Belanglosigkeit der Sache in völliger Uebereinstimmung mit den für ihre Person maßgebenden Vorschriften, da sie die späteren Vorschriften nicht mehr treffen und eine rückwirkende Kraft ohne weiteres diese für die aus dem Staatsdienst ausgeschiedenen Regierungs-Baumeister nicht mehr haben können. —

Neu-Einteilung der kgl. bayerischen Staats-Bauverwaltung. Vor kurzem ist eine königliche Verordnung erschienen, welche die bayerische Staats-Bauverwaltung neu regelt. Aus dem bisherigen Wirkungskreis des Ministeriums des Inneren gehen an das Verkehrs-Ministerium über die oberste Aufsicht über den Verkehr auf Staatsstraßen und Wasserstraßen samt der Regelung der Abgaben für deren Benutzung, die staatlichen Straßen- und Brückenbauten, die Wasserbauten an den öffentlichen Gewässern und Privatflüssen und Bächen und die Erbauung staatlicher Schiffahrtskanäle. Beim Ministerium des

Inneren bleiben die Fürsorge für die Landeskultur, die Wasserkraft-Ausnutzung und die Elektrizitäts-Versorgung des Landes. Die Verfügung über die Wasserkräfte, die durch bauliche Maßnahmen des Verkehrs-Ministeriums gewonnen werden, verbleibt dem Verkehrs-Ministerium. Die den Kreisregierungen untergeordneten Straßen- und Flußbauämter, das Neubauamt für die Main-Kanalisation in Aschaffenburg und das für die Pegnitz-Regulierung in Nürnberg sowie das Personal dieser Stellen werden dem Verkehrs-Ministerium untergeordnet. Die Grenzzuständigkeiten zwischen dem Verkehrs-Ministerium und dem Ministerium des Inneren werden im gegenseitigen Benehmen der beiden Ministerien erledigt, ebenso die wechselseitige Beanspruchung der für die gegenseitigen Bedürfnisse notwendigen Beamten. —

Von der deutschen Schiefer-Industrie. Die deutsche Schiefer-Industrie kämpfte in den letzten Jahrzehnten mit großen Schwierigkeiten. Die Schiefer-Industrien Frankreichs, Belgiens, Luxemburgs und Englands, die über bedeutende Schieferlager mit billigen Gesteinskosten verfügen, haben dank des geringen Schutzzolles in Deutschland einen aufnahmefähigen Markt gefunden. Dieser Umstand wurde noch fühlbarer, als Ende der achtziger Jahre Oesterreich auf Schiefer einen Eingangszoll legte und damit die vordem ziemlich hohe Einfuhr aus Deutschland auf ein Mindestmaß herabdrückte. Nicht zuletzt war das Aufkommen des sogen. Kunstschiefers und des Dachziegels der deutschen Schiefer-Industrie abträglich. So kam es, daß die westdeutsche Schiefer-Industrie im Sauerland z. B. während der vergangenen 30 Jahre ohne Entwicklung blieb. 1880 betrug die Zahl der Schieferbrüche 186, 1912 188, die Gesamtförderung belief sich in der gleichen Zeit auf 330000 und 650000 t. Der „Verband deutscher Schiefer-Industrieller“ hat nun den Entschluß gefaßt, sich um günstigere Voraussetzungen für die deutsche Schiefer-Industrie zu bemühen. Als geeignete Mittel wurden in Vorschlag gebracht: Einführung günstigerer Zollsätze, Aenderung des Tarifsatzes und Gründung einer Verkaufs-Vereinigung. — Rl.

Reichszuschüsse zum Bau deutscher Großschiffahrtsstraßen. Der deutsche Reichstag hat vor seiner Vertagung noch einen Nachtrag zum Reichshaushalt in Höhe von 1,2 Mill. M. als 1. Rate bewilligt, der angefordert worden ist, um daraus von reichswegen Beihilfen zu gewähren zur Planung solcher Großschiffahrtsstraßen, deren Durchführung im volkswirtschaftlichen Interesse des ganzen Reiches liegt. In erster Linie handelt es sich um die Rhein-Donau-Verbindungen und zwar sind 700000 M. bestimmt für die Großschiffahrtsstraße Aschaffenburg a. Main bis Reichsgrenze bei Passau an der Donau und 100000 M. für die Rhein-Donau-Verbindung über den Neckar und Fortsetzung bis zum Bodensee, einschl. Schiffbarmachung von Regensburg bis Ulm aufwärts. Der Rest von 400000 M. ist bestimmt für Großschiffahrts-Verbindungen in den Stromgebieten der Weser, Elbe, Oder. Die Gesamt-Aufwendungen sind beschränkt auf höchstens $\frac{2}{5}$ der von den betr. Bundesstaaten ermittelten Gesamtkosten der eingehenden Planung. Erst wenn die technische Durchführbarkeit und die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens durch die Aufstellung der neuen Pläne nachgewiesen ist, wird nach dem Interesse des Reiches an der Durchführung dieser Unternehmungen die Frage der Beitragsleistung zu den Baukosten zu entscheiden sein. —

Tote.

Julius Boethke †. Nach längerem Leiden ist der kais. Baurat Julius Boethke, außerord. Mitglied der Akademie des Bauwesens in Berlin am 25. Mai d. Js. im 53. Lebensjahre verstorben. Seit 1899 mit Heino Schmieden nach dessen Tod seit 1913 mit dem Sohn zur Architekten-Firma Schmieden & Boethke verbunden, hat der Verstorbene in und bei Berlin, sowie in ganz Nord- und West-Deutschland eine überaus fruchtbare Tätigkeit, vor allem auf dem Gebiet des Krankenhausbaues entfaltet und Bauten geschaffen, die den modernsten Anforderungen der Hygiene entsprechend, mustergültig in der Durchführung, in maßvoller sachlicher Formensprache gehalten, ihm einen ehrenvollen Platz unter den Berliner Privat-Architekten sichern. Wir behalten uns vor, auf seine Tätigkeit, die sich auch lebhaft für die Interessen der Privat-Architekten einsetzte, noch zurück zu kommen. —

Inhalt: Selbsttätige Saugüberfälle. (Modellversuche.) — Rechtsfragen. — Vermischtes. — Tote. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: I. V. Fritz Eiselein in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg., P. M. Weber in Berlin.